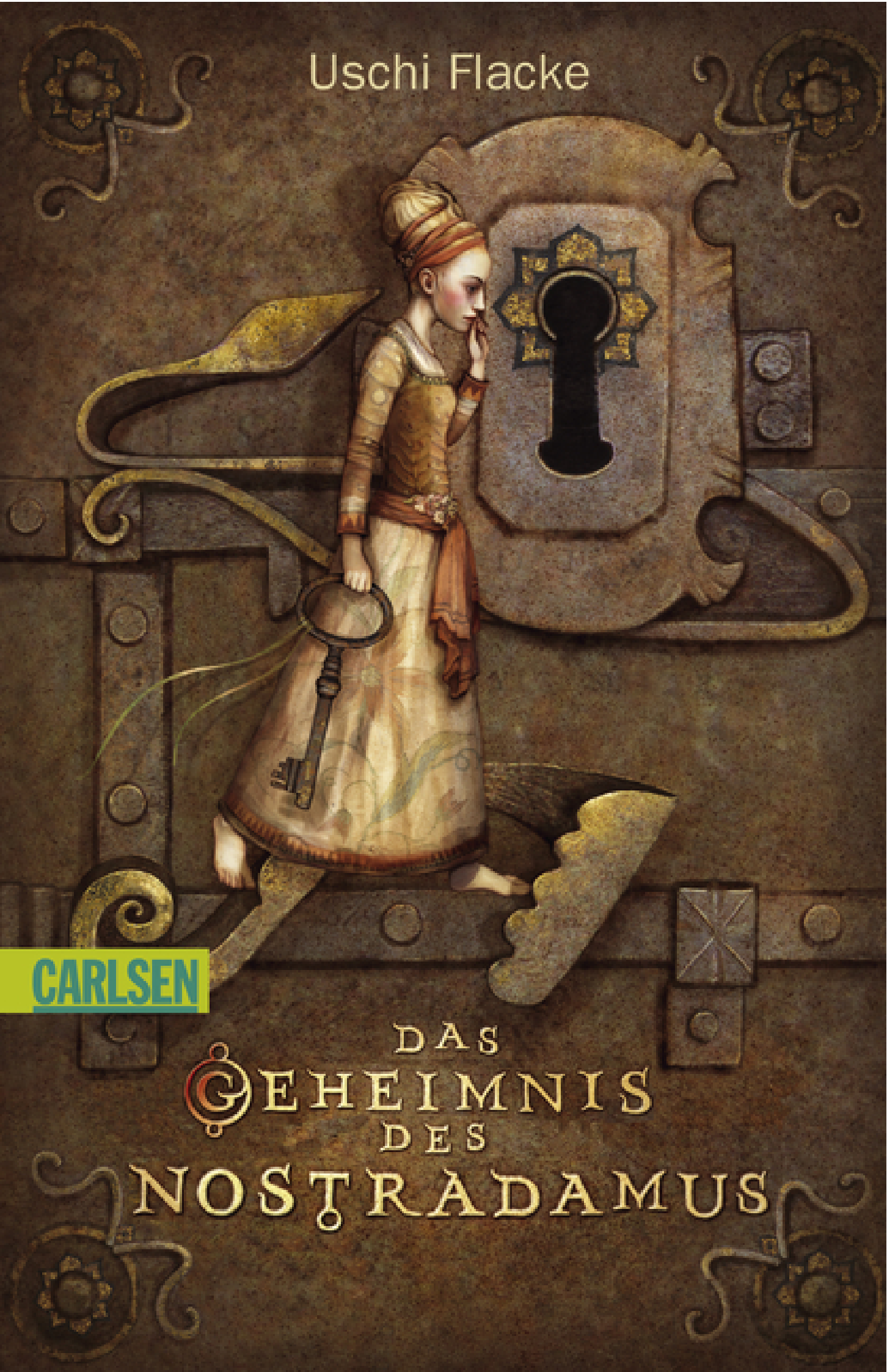


Uschi Flacke



CARLSEN

DAS
GEHEIMNIS
DES
NOSTRADAMUS

Uschi Flacke

**Das Geheimnis
des Nostradamus**

Carlson

ISBN 978-3-551-36594-1

Alle Urheberrechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung, Verbreitung und öffentlichen Wiedergabe in jeder Form, einschließlich einer Verwertung in elektronischen Medien, der reprografischen Vervielfältigung, einer digitalen Verbreitung und der Aufnahme in Datenbanken, ausdrücklich vorbehalten.

Umschlaggestaltung von Constanze Spengler unter Verwendung der Bilder »Porträt einer Dame« von Leonardo da Vinci und »Porträt des Astronomen Nikolaus Kratzer«

von Hans Holbein d. J.

Copyright © 2009 by Verlag Carlson, Hamburg

Druck: Carlson Print

Carlson im Internet: www.carlson.de

Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land.
Und dies geheimnisvolle Buch
Von Nostradamus eigener Hand,
Ist es dir nicht Geleit genug?

(aus: J. W. von Goethe, »Faust«)

Südfrankreich, Anfang des 16. Jahrhunderts

Wieder glitt der Stern mit dem Feuerschweif in trügerischer Stille über das Firmament, als würde er von einer Macht jenseits der Zeit durch die Unendlichkeit gezogen. Und wieder huschten verängstigte Menschen vor die Stadttore, bekreuzigten sich und starrten in den düsteren Himmel, als erwarteten sie ein böses Omen. Vielleicht würde ja ein gigantischer Blitz aus dem Kometenschweif aufs Land peitschen, um Dörfer in lodernden Brand zu setzen, um sich mit gierigen Flammenmäulern durch die Ernten zu fressen und den Flüssen mit irrwitziger Hitze das Wasser aus den Leibern zu brennen. Oder der Komet würde die kristallinen Schalen, an denen die Sterne befestigt waren, zerschlagen, sodass sie in einem taumelnden Feuerregen zur Erde stürzten.

»Das Ende ist nah!«, schluchzte eine leise Stimme. »Maria, bitte für uns...«

»Ave Maria, gratia plena...«, fielen flüsternde Stimmen ein, erst zögerlich, dann drängten sie immer mehr beschwörend durch die Nacht. Der Wind trug die flehenden Gebete bis hinüber zu den Pinienwäldern, wo sich der Flusslauf der Garonne zwischen den Berghügeln verlor. Ein betörender Rosenduft breitete sich aus, als wollte das Land ein letztes Mal seine köstliche Süße verströmen.

Jetzt schwirrten Stimmen durcheinander. Einige flüsterten, andere schrien auf. »Eine Dürre wird die Ernte vernichten, als Strafe für unsere Sünden«, keuchte einer.

»Herr, erbarme dich unser, die Kinder sind krank, wir werden verhungern«, wimmerte ein Weib. »Vergib uns unsere Schuld! Lass uns das Brot für die Kinder!«

»Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer des Himmels und der Erden...«, raunten Gebete durch die Nacht.

Jemand stolperte mit einer Pechfackel herbei. Das Licht huschte in fiebriger Hast über die bleichen Gesichter der Gaffenden, als wollte es durch die weit aufgerissenen Augen in ihre Seelen eintauchen. Ein junges Weib mit gewölbtem Bauch stöhnte auf und hockte sich auf einen der Strohbälle, die für die Menschen herangekarrt worden waren.

Jetzt erhob sich ein barhäuptiger Alter in einer düsteren Kutte. Ein dürrer Mann mit gelblichem Gesicht leuchtete ihm mit einer Laterne entgegen. Der graue, wallende Bart fiel dem Prediger bis auf die Brust, wo er die Hände gefaltet hielt. Jetzt streckte er sie dem Firmament entgegen, als

wollte er sich selbst als Opfergabe darbringen. Mit Inbrunst erhob er seine Stimme, die sich immer deutlicher durch das Stimmengewirr der anderen ihren Weg bahnte: »Und es erschien ein großes Zeichen am Himmel: ein Weib, mit der Sonne bekleidet, der Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen. Sie war schwanger und schrie in Kindesnöten und hatte große Qual bei der Geburt. Und es erschien ein anderes Zeichen am Himmel, und siehe, ein großer, roter Drache...«

Immer mehr Menschen kreischten auf. Andere warfen sich zu Boden, zerrissen ihre Kleider und heulten wie in tiefer Besessenheit.

»... der hatte sieben Häupter und zehn Hörner und auf seinen Häuptern sieben Kronen. Und sein Schwanz zog den dritten Teil der Sterne des Himmels hinweg und warf sie auf die Erde...«, heulte der Prediger mit wimmernder Stimme. Zitternde Hände zerrten an seinem Predigermantel, um den verdreckten Saum zu küssen. Andere warfen sich schluchzend einander in die Arme. Einer geißelte sich mit einer Pferdepeitsche.

»Wir werden nichts zu essen haben...«

»In Cavaillon kam ein Kalb mit zwei Köpfen auf die Welt...«

»In Marseille wütet schon die Pest...«

Die Schwangere, die breitbeinig auf dem Strohballen hockte, krümmte sich mit einem Aufschrei. Etwas Feuchtes schwappte durch ihren Rock. Weiber umringten sie, hielten ihre Hände, fassten nach ihrem Leib.

»Nicht hier«, hörte man es tuscheln. »Dort hinten. Bringt sie hinter den Stall!«

Jetzt hallte ihr Schrei durch die Nacht, als wollte er sich gegen ein drohendes Unheil aufbäumen. Das Laternenlicht flackerte wie besessen in den Augen des Predigers, der seine sehnigen Arme noch beschwörender dem düsteren Himmel entgegenstreckte. Der Kuttenumhang rutschte auf die Schultern herunter. Dunkle Leberflecke glänzten auf seiner Haut wie faulige Stellen.

»Es ist die gerechte Strafe des Herrn gegen die Ungläubigen, gegen die Lutheraner, die die heilige Macht der katholischen Kirche anzweifeln!«, donnerte seine Stimme über die Köpfe der Menschen hinweg. »Gegen die Waldenser, die unsere Jungfrau Maria verleugnen und sich gegen den Papst stellen!« Die Fackel loderte auf, der Geruch nach verbranntem Pech breitete sich wie eine unheilvolle Wolke aus. »Und gegen die Juden«, schleuderte er den Menschen seine Botschaft entgegen. »Diese teuflischen Juden, die unsern Herrn Jesus Christus, den leibhaftigen Sohn Gottes, ans Kreuz geschlagen haben!«

Ein entsetztes Jammern hallte durch die Nacht. Die Menschen klammerten sich in tiefer Furcht aneinander und starrten hoch zu dem unheilvollen Stern mit dem glühenden Schweif. Was für ein Unglück würde

sie erwarten? Was hatte Gott mit ihnen vor? Sollten etwa vernichtende Plagen über sie hereinbrechen wie einst bei den Ägyptern?

»Aber es gab doch auch so einen Kometen, als Jesus geboren wurde. Der den Heiligen Drei Königen den Weg zeigte...«, flüsterte ein junges Mädchen. Ihr schulterlanges Lockenhaar schimmerte im Licht der Pechfackel wie flüssiges Kupfer.

»Sei still!«, raunte eine Stimme ihr zu. »Oder willst du dich auch noch versündigen?«

Vom Stall her war dumpfes Stöhnen zu hören. Es folgte gehetzt in immer kürzeren Abständen. Dann brach das schwangere Weib in einen tierischen Schrei aus und ein ersticktes Wimmern tastete sich zögerlich in die Welt.

»Gegrüßet seist du Maria, voll der Gnaden...«, flüsterte es. Ein Stimmteppich, gewebt aus Angst und Verzweiflung, breitete sich über das Land, bis der Komet endlich in der Dunkelheit hinter den Pinienwäldern verschwand. Die Menschen huschten erleichtert zurück in ihre Häuser. Vielleicht würde ja der allmächtige Gott ein Nachsehen mit ihnen haben und den Unglücksstern einfach in der Unendlichkeit versinken lassen! Hatten sie nicht genug gebetet? Hatten sie nicht von ganzem Herzen ihre Sünden bereut?

Als Letzter hastete der Prediger zurück in die kleine Stadt. Es schien, als schwebte seine Kutte ein paar Fingerbreit über den Boden. Sein Gehilfe humpelte gebückt neben ihm her. Die Laterne hielt er fest umklammert. Der Kerzendocht glimmte noch einmal kurz auf und erlosch.

»Immer mehr *domini canes* sind aus Rom unterwegs, um die Ungläubigen zu verhören!«, ächzte der Bucklige leise. Seine Schritte schleiften über das holprige Kopfsteinpflaster.

»Es ist auch höchste Zeit, dass die Inquisition eingreift!« Die zischelnde Stimme des Predigers klang fast spöttisch. »Das Pack muss endlich dorthin befördert werden, wo es hingehört.«

Schon bald verloren sich ihre Schritte in den engen Gassen der Kleinstadt. Der Rosenduft vermischte sich mit nebliger Kühle, die den Geruch von frischer Erde in sich trug. Allmählich schob sich die Morgendämmerung rot und gleißend über das wolkenlose Firmament und spiegelte sich im Wasser des Stadtbrunnens, der aufschimmerte, als wäre er mit Blut getränkt.

Sommer im Jahre 1534 in Agen de Provence

Drückende Hitze lag wie fiebriger Dunst über der Kleinstadt Agen de Provence, als die junge Marie auf das Stadthaus des Arztes zulief. Ihre nackten Füße hatte sie mit alten Leinenstreifen umwickelt, denn die heißen Pflastersteine brannten unter ihren Fußsohlen wie Feuer.

Die Rue St. Georges war menschenleer, nur ein Straßenkötter lag im Schatten einer Toreinfahrt, die mit wilden Kletterrosen überwuchert war. Die Landstraße, die ganz weit hinten auf das Ufer der Garonne zulief, schien in der flimmernden Schwüle regelrecht zu zerlaufen und sich in Dunstbildern aufzulösen. Da entdeckte Marie, dass aus den flirrenden Lichtschwaden zwei düstere Schatten herauswuchsen, die sich dem Dorf näherten.

»Gott zum Gruß, Madame Moulin«, rief Marie einer älteren Dienstmagd zu. Die Alte schlurfte gerade mit einem Reisigbesen durch die Toreinfahrt, um trotz der Hitze den Gehweg vor dem herrschaftlichen Haus zu kehren.

»Gott zum Grube, meine Kleine«, räusperte sich das Weib und lächelte vorsichtig. Ihre Stimme klang wie das heisere Ächzen eines sterbenden Vogels. Ihre dürre, gebückte Gestalt steckte in einem weiten Leinenkleid, das dürtig mit einem Lederband zusammengehalten war. Das lange, weiße Seidenhaar hatte sie in zwei dünne Zöpfe geflochten und als Kranz um den Kopf gesteckt.

Marie wischte sich schweißnasse Locken aus der Stirn und schüttelte ihr Haar, das wie bronzenes Herbstlaub ihr braun gebranntes Gesicht umrahmte und bis über die Schultern herunterfiel. Die Träger ihres geflickten Leinenkleides scheuerten auf der Haut, rötliche Striemen zogen sich über die schmalen Schultern.

»Ob das wieder Wanderprediger sind?« Marie schaute zu den beiden Mönchen hinüber, die sich allmählich aus der flirrenden Hitze herausschälten. Die schwarzen Kutten hingen schlaff an ihren Körpern herunter. Die weit ausladenden Kapuzen waren tief ins Gesicht gezogen. Jetzt hatten sie den grob gemauerten Brunnen erreicht.

Er stand im Schatten eines Feigenbaumes, dessen Zweige schwer mit saftigen Früchten behangen waren.

Madame Moulin presste ihre Hand auf die schmerzende Hüfte und wackelte mit dem Kopf, als wollte sie prüfen, ob er noch fest auf dem dünnen Faltenhals saß.

»Hoffentlich sind das nicht wieder Anhänger von diesem Luther oder den Waldensern«, keuchte sie mit brüchiger Stimme. »Sie werden das Land noch in tiefstes Elend stürzen! Oder sich selbst. Wie man's nimmt.« Dabei hob sie beschwörend drei ihrer Gichtfinger gegen das Firmament, das hinter einem feinen Wolkenschleier in der Unendlichkeit zu versinken schien.

»Ins Elend?« Marie leckte sich über die trockenen Lippen. »Was meint Ihr damit?«

»Der Himmel wird sich rächen! Es wird Blut und Tränen regnen. Die Gräber werden sich öffnen und die Verdammten in die Hölle zerren!« Verstohlen schlurfte die Alte auf Marie zu und raunte ihr verschwörerisch zu: »Außerdem heißt es, dass sich noch immer Katharer in der alten Kapellengruft versteckt halten.«

»Katharer? Hier in Agen?« Marie schaute Madame Moulin verwundert an. Die Augen der Alten waren trübe, als wären sie mit einer Perlmuthaut überzogen.

»Die letzten Katharer!«, ächzte sie. »Katharer... Weißt du nicht, wie die Flammen sich durch ihre Leiber fraßen?... Hörst du es nicht? Das Knacken der Hölzer? Und dann die Hitze? Die Hitze! Verbranntes Fleisch. Die beißende Glut zerreißt mir das Gesicht...!« Madame Moulin starrte mit weit aufgerissenen Augen in die Ferne. Das Weiße der Augäpfel war jetzt mit roten Äderchen durchzogen, die anschwellen, als wollten sie eine alte Erinnerung herauspressen.

Marie rieb sich über die fröstelnden Arme. Erschrocken wich sie ein paar Schritte zurück. Mit ihren zimtfarbenen Augen schaute sie Madame Moulin verängstigt an.

»Die Hitze«, keuchte Madame Moulin und schüttelte wie besessen den Kopf, sodass die Haarnadeln aus den Seidenzöpfen rutschten. Sie schlug mit ihren runzeligen Händen um sich, als müsste sie gegen eine unsichtbare Gewalt ankämpfen. Die Zöpfe rutschten auf ihre Schultern, feine Spindelhaare standen wie dürre Verästelungen von ihrem Kopf ab. »Die Hitze! Die Hitze!«, gurgelte sie in flirrenden Tönen, die in sich selbst erstickten.

»Madame Moulin!«, schrie Marie, packte sie an den knöchernen Handgelenken und schüttelte sie, bis die Alte verwirrt die Lider hob. Verwundert blinzelte sie ins helle Tageslicht. Eine Träne rann zwischen den runzeligen Falten herunter auf ihre zerfurchten Lippen.

»Was ist denn?«, flüsterte Marie verängstigt. »Soll ich Euch zum Arzt bringen?«

Madame Moulin atmete tief durch. Ein rasselndes Stöhnen durchfuhr ihren Körper. »Ist schon gut, mein Kind«, ächzte sie mit heiserer Stimme. »Es ist schon gut... alles ist gut... der Himmel wird sich rächen.« Gebückt

schlurfte sie zurück zum Haus. Die Haut unter ihrem dünnen Haar glänzte speckig rosa, die Arme hielt sie seltsam verkrampft. Marie blickte Madame Moulin nach, bis sie wie ein grauer Falter im Herrschaftshaus verschwunden war.

Da hörte sie hinter sich das Klappern von Rosenkränzen. Fein, aber bestimmt klackten die Töne über die Rue St. Georges. Die beiden Mönche hatten jetzt die Höhe des Herrschaftshauses erreicht. Marie warf ihnen einen kurzen Blick zu. Die Augen der beiden lagen in den Schatten der Kapuzen verborgen. Die Lippen waren merkwürdig blutleer, die Haut blass, als hätte sie lange kein Tageslicht mehr gesehen. Der eine hatte eine verkrustete Wunde am Kinn, deren Ränder rötlich entzündet waren.

Der Stadtarzt!, fuhr es Marie plötzlich durch den Kopf und schon rannte sie durch die Rue St. Georges auf das zweistöckige Arztshaus zu. Neben der Eingangstür hing ein Kupferschild, auf dem eine Schlange eingehämmert war, die sich um einen Stock wand. Direkt vor dem Hauptgebäude stand ein Laden. Er war aus Holzplanken gezimmert und mit einer Plane überspannt. »Apotheke« war mit Farbe auf das Holz gemalt. Die gotischen Schriftzeichen wirkten streng, als wollten sie den Ratsuchenden gehörig Ehrfurcht vor dem berühmten Pestarzt Michel Nostradamus einflößen.

Marie stieß die Eingangstür zum Arztshaus auf. Im Treppenhaus war es düster. Nur durch ein schmales Fenster, das zum Hof hinauszeigte, fiel etwas Licht. Eine angenehme Kühle schlug ihr entgegen, vermischt mit einem betäubenden Geruch von frisch gepflückten Rosenblättern und wilden Kräutern.

Er musste wohl wieder nach heilenden Elixieren suchen, dachte sie, während ihr Atem schneller ging. Nach Mitteln gegen die aufsteigende Galle und den trockenen Husten, der ihrem Vater jede Nacht die Brust abschnürte und sich wie ein Geschwür in der Lunge festkrallte! Vielleicht hantierte er wieder mit brennenden Substanzen und mischte Schwefel mit Antimon und Arsen. Oder er pulverisierte Korallen, Smaragde und Rosenblätter.

Wieder spürte Marie prickelnde Unruhe in sich aufsteigen, diese Neugier, die sich zu einer unbeschreiblichen Sehnsucht steigerte. Leise huschte sie auf eine schwere Eichentür zu, die nur angelehnt war. Ein schmaler Lichtspalt zog sich von der oberen Türkante bis zum Steinboden herab. Leise schob sie die Tür auf. Ein Kübel, übervoll mit frischen Rosenblättern, stand vor einem schmalen Fenster, durch das grelles Sonnenlicht fiel. Die tiefroten Blätter glänzten wie kostbarer Samt. Staubkörnchen tanzten aufgescheucht durch den hellen Lichtstreifen. In Phiolen, unter denen kleine Feuer flackerten, blubberten Flüssigkeiten. Zähflüssige Öle tropften aus trichterförmigen Glasröhrchen. Ihr Zerplatzen in gerade aufgestellten

gläsernen Töpfen klang zart und beharrlich. Ein betörender Duft zog durch das Labor.

In diesem Moment ächzte ein Alter in den düsteren Hausflur und humpelte auf eine weitere Holztür zu, die zum Arztzimmer führte. Marie drückte sie auf, während der Greis ihr einen mürrischen Blick zuwarf. Der kleine Vorraum war überfüllt, die Patienten hockten schwitzend und dicht gedrängt auf Holzbänken. Einem Waldarbeiter war die Axt ausgeglitten und hatte ihm eine tiefe Wunde ins Bein gerissen. Blut sickerte durch einen schmutzigen Leinenverband. Eine Schwangere mit aufgedunsenem Gesicht umkrampfte keuchend ihren aufgeblähten Kugelbauch. Neben ihr wiegte sich ein Bursche mit eitrigen Pusteln im Gesicht hin und her und grunzte leise vor sich hin. Ein rotbackiger Bauer hielt eine Ziege am Hanfseil, die schaumigen Speichel spuckte.

»Marie?«, hörte sie da die Stimme der jungen Arztfrau im Treppenhaus. »Bist du da unten? Die beiden Kleinen warten auf dich!«

»Ich komme schon!« Marie schloss leise die Tür und huschte die Holzstufen hoch in den ersten Stock, wo sich das Wohnzimmer der Familie Notredame befand. Obwohl zwei hohe Fenster zur Straße hinausführten, war es hier immer ein wenig dämmrig. Die Ölbilder hingen wie düstere Trauerlandschaften an den Wänden, da ihnen das Licht fehlte. Auf dem Holztisch vor dem dunkelgrünen Samtsofa stand in einem Steinguttopf ein Strauß frischer Rosen. Die Luft war voll gesogen von dem Geruch nach süßlichem Getreidebrei. Ein kleines Mädchen, gerade mal drei Jahre alt, tapste auf nackten Füßen Marie entgegen und streckte die speckigen Ärmchen hoch. Ihre blonden Locken fielen bis auf die Schultern, die hellen Augen blitzten verschmitzt auf.

»Marie, Marie, Marie!«, krächte sie vergnügt und schlang ihre Ärmchen um die verschwitzten Beine des Mädchens. Die junge Arztfrau stand unbeweglich am Fenster. Die Querstreben der Bleiverglasung warfen schmale Schatten auf ihr makellostes Gesicht. Das geflochtene Haar hatte sie unter eine Samthaube gesteckt. Die kleinen Perlen, die auf den Halskragen ihres Kleides aufgenäht waren, schimmerten wie frischer Tau. Besorgt schaute sie hinunter auf die Landstraße.

»Was das noch werden soll!«, sagte sie leise, während sie mit ihrer blassen Hand den Weidenkorb schaukelte, in dem ihr Sohn schlief. Seine kleinen Wangen waren rot erhitzt, mit seinen Händchen hielt er fest einen Stofffetzen umklammert.

»Was soll noch werden?«, fragte Marie und kräuselte ihre Sommersprossennase. Nachdenklich sah sie zu Catherine Notredame hinüber, die gerade mal achtzehn Lenze zählte. Vor drei Jahren war sie mit dem Pestarzt verheiratet worden. Ob er sie wirklich liebte? Oder ob ihre

hohe Mitgift der Grund für die Hochzeit gewesen war? Marie verzog fast schmerzhaft das Gesicht. Ihre dunklen Wimpern flatterten wie verängstigte Falter. Ob sie auch schon in zwei Sommern mit irgendeinem Angetrauten das Ehebett teilen müsste...?

Catherine öffnete weit das Fenster. »Was werden soll? Schau selbst!« Das Samtkleid mit den Unterröcken raschelte leise, als die Arztfrau zur Seite trat. Marie wischte eine störrische Kupferlocke aus ihrem Gesicht und stakste zum Fensterbrett, denn die kleine Suzanne hielt immer noch ihre Wade umklammert. Jetzt hatte die Kleine die verknoteten Leinenstreifen an Mariens nackten Füßen entdeckt und pulte mit ihren Fingerchen die zerfransten Enden auseinander.

Marie beugte sich weit aus dem schmalen Fenster und schaute die Rue St. Georges hinunter. Dunkle Gestalten wankten aus der Ferne auf Agen de Provence zu. Sie schlepten Bündel, einige zogen beladene Karren hinter sich her. Maultiere waren voll bepackt mit Kisten und Säcken. Kinder hockten obenauf. Es war ein zerlumpter Trauerzug, der sich wie ein drohendes Unheil der Stadt näherte. Die Ersten hatten gerade den grob gemauerten Brunnen mit dem Feigenbaum erreicht. Sie stürzten sich auf die süßen Früchte, rissen sie von den Ästen und stopften sie in sich hinein. Andere ließen den Holzbottich in den Brunnen plumpsen, zogen ihn hastig wieder hoch und schütteten das frische Wasser in ihre ausgetrockneten Kehlen. Dunkle Flecken wuchsen auf ihren verdreckten Lumpen. Schmutzhände streckten sich gierig nach dem Bottich, der jetzt wieder im Inneren des Brunnens verschwand.

Da wurde die Zimmertür aufgerissen und Michel Nostradamus stand vor ihnen. Der Blick seiner blaugrauen Augen schien sich suchend durch das düstere Zimmer zu tasten. Wie ein aufgeschrecktes Tier zuckte er hoch und fuhr sich erregt durch den kurzen Stoppelbart. Der viereckige, schwarze Doktorhut rutschte von seinem welligen Haar und taumelte zu Boden, während er plötzlich starr innehielt.

Fast ehrfürchtig betrachtete Marie den Arzt, der weit über die Grenzen der Provence hinaus berühmt war. Hatte er doch zur Zeit der Pest Hunderten von Menschen das Leben gerettet.

Jetzt bückte sich Nostradamus nach dem Hut, während er mit seinem Blick irgendetwas jenseits der Welten zu entdecken schien. Das flirrende Licht, das durch die bleiverglasten Fenster fiel, brach sich in seinen Augen wie in einem gewölbten Spiegel.

Seltsam, dachte Marie. Ob die Augen wirklich die Eingangstür zur Seele sind? Viele Menschen sehen dich an, als wären sie durch ein unsichtbares Mauerwerk von dir getrennt. Sie wirken einfältig, vernagelt und blöde. Oder hochnäsig, vermessen und leer. Oder einfach nur fremd. Manchmal

kommt es vor, dass tief in den Augen eines anderen etwas seltsam Vertrautes aufleuchtet. Der Blick verwirrt und macht dich taumeln, als würde er sich in dein Innerstes versenken. Aber bei Nostradamus war es, als würde hinter seinen Augen auch noch das uralte Wissen vergangener Zeiten verborgen liegen.

Nostradamus schüttelte den Kopf, als wollte er ein Trugbild wegschleudern, und wandte sich zu René, der gerade mal einen Lenz zählte. Zärtlich strich er ihm über das flaumige Haar. Catherine sah ihn besorgt an. »Hast du das gesehen?«

Nostradamus nickte. Sein Blick wanderte unruhig über die Wände, als suchte er irgendwo Halt. »Die ersten Flüchtlinge.«

»Flüchtlinge? Ist etwa wieder die Pest ausgebrochen?«, fragte sein Weib erschrocken.

»Nein, es sind die Auswirkungen des Krieges mit Kaiser Karl V. Der Süden der Provence wurde von unserem König Franz I. geopfert, um Piémont und Savoyen halten zu können. Dann die Dürre, die Missernten, der Hunger, die Hitze...« Mit besorgtem Gesicht schaute er aus dem Fenster, während er einen Umhang über die Schultern warf. »Aber keine Angst, die Schlachtfelder liegen noch weit entfernt.«

»Du willst noch weg?«, fragte seine Frau leise.

Er küsste flüchtig ihre Stirn. »Bei Monsieur Scaliger gibt es einen Austausch über die neuesten Entwicklungen im Land. Außerdem soll die Anhängerzahl der Lutheraner ins Uferlose wachsen. Die Menschen reden von Aufruhr.«

Sein junges Weib zog fröstelnd die Schultern hoch und schaute zur kleinen Suzanne, die in sich versunken auf den Dielenbrettern hockte und mit ihren tapsigen Fingern Fädchen für Fädchen aus den Leinenstreifen zupfte.

»Wird das so enden wie bei den Katharen?«, fragte Marie zaghaft. »Waren das auch so welche wie die Lutheraner?«

»Die Katharer?« Ein Zittern huschte über die Mundwinkel des Arztes. Sein Blick weitete sich, als würde er in geheimnisvolle Welten abtauchen. »... Gläubige... Ungläubige... wer weiß...« Und sehr leise fügte er hinzu: »Wer kann sich schon anmaßen, der Hüter der Wahrheit zu sein.«

»Aber was war mit ihnen?«, fragte Marie. Die Holzdielen unter ihren nackten Füßen knackten leise, als sie ein paar Schritte auf ihn zuing.

»Sie wurden ganz in der Nähe von hier in den Bergen von Montségur als Aufständische belagert«, sagte er. Seine Augenlider zuckten, als wollten sie ihn daran hindern, noch weiter in die Welten jenseits der Zeit herabzusteigen.

»Montségur... Und? Was passierte da?«, drängte Marie.

Nostradamus' Blick schien sich in sich selbst zu spiegeln. »Das Gleiche wie mit den Tempelrittern. Sie wurden belagert. Zu Hunderten kamen sie nach Wochen erschöpft und ausgehungert von den Bergen. Sie hielten sich fest an den Händen und sangen heilige Lieder, um dann in den Flammen der Scheiterhaufen zu sterben.«

»Aber von den Tempelrittern gab es Tausende!« Die winzigen Einschlüsse in ihren zimtfarbenen Augen funkelten wie Goldspritzer. »Warum haben die sich denn nicht gewehrt?«

»Es war ihr Glaube. Sie haben sich ihrem Schicksal ergeben...« Er sog erregt die Luft ein. »Aber vielleicht gibt es ja dort noch ein göttliches Geheimnis...«

»Was meint Ihr damit?« Marie versuchte seinen Blick einzufangen, um mit seinen Gedanken davonzufiegen.

Nostradamus strich jetzt seinem Sohn über den zarten Flaum. Die kleinen Löckchen klebten im Nacken schweißnass an der Kopfhaut.

»Hast du noch nie vom Heiligen Gral gehört?«, fragte er leise. Tonlos schwebten seine Worte durch den Raum, getragen von einer vibrierenden Unruhe, die ihn von Sekunde zu Sekunde mehr aufzuwühlen schien.

Plötzlich wandte er sich ruckartig ab, als wollte er sich von einer Vorahnung lösen, die sich wie ein düsterer Schatten über ihn gelegt hatte. Er räusperte sich und langte nach einem Keramikdöschen, das im Innenfutter seines Umhangs steckte.

»Ah! Hier ist es ja!« Er atmete noch immer gehetzt, seine Finger zitterten. »Das Mittel für die junge Madame Scaliger. Ich bin sicher, es hilft gegen ihre Fallsucht.«

Wieder diese Fallsucht, ging es Marie durch den Kopf. Erst neulich hatte er sich wieder über Stunden in seine Studierkammer eingeschlossen, die mit alten Schriften und Folianten voll gestopft war. Das Knarren seiner Schritte auf den Holzdielen hatte zu ihnen herübergehallt, als würde er von wilden Gedanken hin und her gehetzt. Dabei hatte er Wortfetzen ausgespuckt: »Fallsüchtige« und »Eintritt in die Welt jenseits der Zeit...« Wollte er etwa die junge Madame Scaliger darauf hin untersuchen?

»Musst du wirklich fort?«, fragte Catherine vorsichtig und wischte ein paar Flusen von seinem leichten Stoffumhang.

Nostradamus hauchte ihr einen kurzatmigen Kuss auf die Wange. »Ja, ich habe es versprochen. Außerdem hat sich bei Scaliger heute auch noch ein berühmter Maler namens Albrecht Dürer angesagt, der auf der Suche nach gewissen Geheimnissen ist und nach Florenz weiterziehen will. Er muss ein äußerst ungewöhnlicher Mensch sein.«

»Ständig hockst du bei Scaliger, diesem Wortverdrehler!« Catherine hüstelte und spitzte vorwurfsvoll ihre hübschen Lippen.

»Was du nur wieder hast! Er ist einer der genialsten Köpfe unserer Zeit«, polterte Nostradamus gereizt. »Wenn dich nur dein verdammter Suppentopf kümmert, soll es mich nicht kümmern, wenn du in der Küche versauerst! Mein Freund Rabelais schien doch Recht zu haben, als er schrieb: *Schon allein die Existenz der Frauen scheint das Werk einer Natur, die den Verstand verloren hat.*«

Catherine schluckte. »Wann bist du denn zurück?«

»Wenn die Dispute beendet sind!«, knurrte er ärgerlich.

Er wandte sich ab, stapfte los und schlug mit lautem Knall die Zimmertür hinter sich zu. Der kleine René schrie erschrocken auf. Seine schrille Stimme schien die schwüle Luft zu zerschneiden, die sich inzwischen im Wohnzimmer gestaut hatte. Die junge Arztfrau nahm ihren weinenden Sohn auf den Arm und wiegte ihn sanft.

»Er meint es nicht so«, lächelte sie zaghaft und flüsterte Marie zu, während sie sich noch einmal vorsichtshalber zur Tür umdrehte: »Es ist nur... auch die Juden werden durch die Inquisition verfolgt und hingerichtet. In Spanien wurden Hunderte auf dem Scheiterhaufen verbrannt.«

»Auch die Juden? Macht ihn das so gereizt?« Marie schaute sie fragend an.

»Er stammt doch selbst aus einer alten jüdischen Familie...«, raunte Catherine ihr zu. Der kleine René hatte sich wieder beruhigt. Spuckebläschen wölbten sich über seine rosa Lippen, während er mit den kleinen Fingern über die schillernden Perlen an Catherines Halskragen tastete.

»Aber er ist doch von katholischem Glauben!« Marie fuhr sich nachdenklich über die Sommersprossennase.

»Ja, jetzt«, hauchte Catherine ihr ins Ohr. »Aber erst sein Großvater hat sich taufen lassen. In der Marienkirche ›Unserer lieben Frau‹, ›Notre Dame‹, daher der Name Notredame. Und Michel hat daraus, wie es heutzutage so üblich ist, die lateinische Form gemacht: Nostradamus. Aber kein Wort darüber!«

»Ist es denn wirklich so gefährlich?«

»Es gibt ein neues Edikt gegen Ketzerei. Selbst Christen, deren jüdische Vorfahren zum katholischen Glauben übergetreten sind, werden verfolgt und zu Hunderten verbrannt. Also! Das über Michels Vorfahren, das muss niemand wissen, gerade in der heutigen Zeit. Versprochen?«

Marie nickte und schaute nachdenklich aus dem Fenster. Viele der Flüchtlinge hatten sich inzwischen erschöpft im Schatten der Häuser niedergelassen. Einige schliefen und klebten wie erstarrte Lehmfiguren an den Hauswänden, in Torbögen und Höfen. Verwundete Soldaten stützten

sich erschöpft auf ihre Lanzen und Piken. Gegenüber wiegten zwei junge Weiber ihre wimmernden Kinder in den müden Lumpenarmen. Die Fäkalien, die sich in den Straßenrinnen sammelten, trockneten in der Nachmittagsshitze. Ein schwelender Gestank zog zum Fenster herauf. Ein paar Häuser weiter erhob sich ein Greis mit zerzaustem Haar, streckte die Hände gegen das Firmament und sang mit verzerrter Stimme einen alten Kirchenchoral, der von dem leisen Schluchzen eines Kindes seltsam untermalt wurde. Ein übervoller Handwagen, der von zwei halbnackten Jungen gezogen wurde, holperte über das Kopfsteinpflaster. Nonnen in wehenden Gewändern stützten Gebrechliche, um sie zu den Armenhäusern zu führen und dort zu versorgen.

»Ihr mögt diesen Scaliger nicht, stimmt's?«, fragte Marie leise, als Catherine den kleinen René wieder in den Weidenkorb legte.

»Seine Seele ist von Selbstsucht zerfressen«, antwortete die junge Frau mit spitzem Unterton. »Hast du mal von seinen böartigen Briefen an Erasmus von Rotterdam gehört? Er rühmt sich ja sogar, dass Erasmus seinetwegen vor Kummer gestorben wäre und dass er andere Geistesgrößen völlig an die Wand gedrückt hätte.« Catherine schüttelte sich. »Nein, ich mag ihn nicht. Hoffentlich hat Michel nichts von ihm zu befürchten!«

Als Marie spätabends die Eingangstür des Arzthauses hinter sich ins Schloss zog, um nach Hause zu laufen, fiel blasses Mondlicht auf Agen de Provence. Auf den Gehsteigen hockten zusammengekauert Flüchtlinge. Es roch nach Schmutz, altem Urin und Erbrochenem. Marie rannte an Bettelnden vorbei, die plötzlich ihre gierigen Hände nach ihr ausstreckten. Brennende Pechfackeln, die in Halterungen an Hauswänden befestigt waren, warfen bleiche, tanzende Lichtflecken auf die Rue St. Georges. An dem Torbogen des Hauses, in dem Madame Moulin als Magd arbeitete, saß zusammengekauert ein Lumpenweib. Wie entrückt wiegte sie ihren kleinen Buben, den sie fest an sich gedrückt hielt. Sie atmete ächzend, Schweiß stand ihr auf der Stirn. Die blassen Lippen waren schorfig aufgerissen. Jetzt schien sie kraftlos in einen tiefen, traumlosen Schlaf zu fallen. Als ihre Arme zuckten, sank das Kind langsam in ihren Schoß. Die dunklen Augen hatte es starr aufgerissen, an seinen Lippen klebten ein paar verkrustete Blutstropfen. Die Fingerchen waren seltsam verkrümmt.

Aus der Ferne rumpelte ein Holzkarren heran, der von zwei Männern gezogen wurde. Leblose Körper wurden über den Boden gezerrt und hoch auf den Bretterwagen geworfen, um sie auf den Friedhöfen vor den Stadttoren zu begraben.

In diesem Moment näherten sich lautlos zwei Kuttenträger dem Stadtbrunnen. Das Licht des Mondes fiel auf ihre gespenstisch bleichen Lippen, die verkrustete Narbe am Kinn des einen wölbte sich wie eine Geschwulst. Jetzt hatten sie die Brunnenmauer erreicht. Eine Ratte huschte aufgeschreckt davon und wuselte dicht an den Hauswänden vorbei geradewegs auf die alte Kapelle zu. Alles war wieder still. Nur ganz weit hinten war das Räderquietschen und Rumpeln des Leichenkarrens zu hören.

Die beiden Prediger beugten sich über den Brunnenrand. Ihre schwarzen Gewänder breiteten sich wie Todesschwingen über das Mauerwerk. Die letzten Feigen hoch oben im Baum schimmerten wie eingetrocknetes Pech.

»Hoffentlich reicht das Grundwasser«, dachte Marie, während sie in eine schmale Gasse bog, die von der Rue St. Georges abzweigte. »Bei all den Flüchtlingen...«

In dieser Gasse gab es keine herrschaftlichen Häuser. Die armseligen Hütten standen windschief aneinander gelehnt, als wollten sie sich gegenseitig stützen. Marie drückte den Bretterschlag einer Unterkunft auf. Schon von draußen hörte sie das gequälte Husten ihres Vaters, während vier jüngere Geschwister ihr johlend entgegensprangen. Bald war nur noch das Geklapper von Blechlöffeln zu hören. Der Geruch von zerkochem Kohl drang durch die schmalen Fensterritzen.

Zur gleichen Zeit falteten die beiden Kuttenträger verstohlen ein Leinentuch auseinander. Darin schillerte ein Glasröhrchen mit einer seltsamen Substanz. Es quietschte leise, als der eine den Korken herauszog. Seine Hand wanderte wie ein heller Fleck von der Kutte zum Brunnenrand. Dann ließ er das Blut vermischt mit gelbem Eiter in das Brunnenwasser tropfen.

Als Marie am nächsten Morgen die Tür zum Arzthaus öffnete, hörte sie schon von Weitem die erregte Stimme des Nostradamus. Sie überschlug sich fast, die Worte holperten übereinander und zerrten wie haarfeine Widerhaken an ihren Nerven. Eine unbekannte Stimme redete beruhigend auf ihn ein. Trotzdem klang das eintönige Zischeln drängend und auffordernd. Als Marie auf Zehenspitzen näher schlich, fügten sich erste Wortfetzen zusammen und nahmen immer mehr Gestalt an. »Ihr müsst sofort los, Ihr als berühmter Arzt! Die Pest hat sich wie ein gieriges Ungeheuer die Flüsse hochgefressen!«

»Und die Menschen hier?«, polterte Nostradamus gereizt. »Seht Euch doch um. Sie leiden an Brechreiz, an entzündlichen Geschwüren, an Parasiten und Fieber...«

»Das liegt an den Entbehrungen von der Flucht...«

»Ihr wisst, dass das Zusammenleben so vieler auf engstem Raum die teuflischsten Krankheiten begünstigt!«

»Hier gibt es genügend Ärzte, die sich darum kümmern können. Mehr liegt sowieso nicht in unserer Macht. Über alles andere entscheidet das himmlische Gericht. Es ist gottgegeben, wenn Seuchen...«

»Gottgegeben!«, fuhr Nostradamus ihn spöttisch an. »Es ist doch wohl eher gottgegeben, dass wir unsere Geisteskraft nutzen sollen, um der Krankheiten Herr zu werden. Oder stopft Ihr weiter die Kapaune und Buttertorten in Euch hinein, wenn Ihr wisst, dass es mit Euren Magensäften im Argen liegt? Es ist die unsaubere Luft, der Unrat, das verdorbene Wasser! Das macht die Flüchtlinge...«

»Gut und schön«, unterbrach die samtene Stimme des Fremden. »Aber ich glaube doch eher, dass Euch die Angst vor dem schwarzen Tod in die Glieder gefahren ist!«

Marie bückte sich und linste neugierig durchs Schlüsselloch, das wie ein heller Fleck in der Dunkelheit aufschimmerte. Im Labor fuhr Nostradamus gerade zu dem Fremden herum. »Ich und ängstlich? Verflucht noch mal, wer hat denn bis jetzt der Pest die Stirn geboten? Wer hat sich in die Häuser der Todkranken gewagt? Wer hat nachts bis zur völligen Erschöpfung an Tinkturen und Tropfen gemischt, um dem schwarzen Tod Einhalt gebieten zu können?«

»Genau das ist es!« Ein zufriedenes Lächeln huschte über das spitznäsige Vogelgesicht des Fremden. Unter seinem vorgeschobenen Kinn wölbten sich Fettpolster. Das kurz geschorene, graue Haar ließ den Specknacken wie eine krankhafte Wucherung erscheinen. »Genau aus diesem Grund verlangt man nach Euch. Es dauert nicht lange, Ihr braucht nur die Ärzte vor Ort anzuleiten. Und bringt die Medikamente mit, die Ihr entwickelt habt.«

»Was denn? Diese Quacksalber anleiten, die sich ihre Mäuler über meine Methoden zerreißen und immer noch bei jedem Furz die Menschen zur Ader lassen?«

»Sie sind jetzt bereit, auf Euch zu hören! Sie wissen nicht mehr weiter«, beschwor ihn der Fremde mit eindringlicher Stimme.

Dieser verdammte Neid der Ärzte!, ging es Nostradamus durch den Kopf. Hatten sie ihm nicht sogar unterstellt, er hätte Zauberkräfte, nur weil er sich nicht fürchtete, Pestkranke zu berühren, Aussätziges zu waschen und ihre faulige Luft zu atmen? Wann begriffen sie endlich, dass ein Kranker viel eher überlebte, wenn man ihn peinlich sauber hielt! Und diese berühmten Professoren und Ärzte? Fluchtartig hatten sie die von Pest bedrohten Städte verlassen, während er noch als Medizinstudent zurückblieb und neue

Methoden entwickelte, um die Seuche zu bannen, zuerst in Montpellier, dann in Narbonne, Toulouse und Bordeaux...

Das helle Schlüsselloch wirkte für Marie wie das Eingangstor in eine andere Welt, das aus der Dunkelheit herausgestanzt war. Lichtschwaden fielen auf brodelnde Glaskolben, weiß schimmernde Schälchen und Tontöpfe, in denen Wildkräuter, Kristalle und wundersame Wurzeln aufbewahrt waren. Sträuße von getrockneten Wildblumen hingen gebündelt von der Decke. Der Duft von Lavendel, Wacholder und Rosmarin zog verführerisch durch Schlüsselloch und Türritzen. Der Fremde kratzte sich vorsichtig an seiner Samthose. Das leise Scheuern klang wie ein ungeduldiges Aufbegehren. Seine Füße steckten in vornehmen, breitmäuligen Stiefeln aus feinstem Leder, die aber die dünnen Beine mit ihren Seidenstrümpfen kaum verbergen konnten. Mit einer Hand stützte er sich auf einen seltsam geschnitzten Malakka-Stock mit Silberknauf.

Endlich löste sich Nostradamus aus seiner nachdenklichen Haltung. Als wäre es ein Zeichen des Einverständnisses, griff er nach drei Keramiktöpfen. Sie waren wachsdicht verschlossen, um den Inhalt vor Sonnenlicht und Luft zu schützen.

»Ihr könnt schon bald zurück sein«, raunte der Fremde ihm verschwörerisch zu. »Für morgen früh zur sechsten Stunde ist die Kutsche bestellt. Sie steht nur für Euch bereit.«

In diesem Moment öffnete sich im Flur langsam die Straßentür. Das derbe Quietschen tastete sich durch den Hausflur. Marie schreckte hoch und wich ein paar Schritte zurück, während ein Schatten auf sie zukam.

»Ich suche den großen Arzt Nostradamus«, sagte jemand mit warmer, freundlicher Stimme. Sie klang merkwürdig vertraut, als wäre sie ihr schon einmal in fernen Träumen begegnet. »Wo kann ich ihn finden?«

Jetzt konnte Marie das Gesicht des jungen Mannes erahnen. Es kam wie ein blasser Schein näher und näher. Marie stutzte. Hatte er nicht Ähnlichkeit mit dieser Marmorstatue direkt vor dem königlichen Schloss? Die Nase war gerade gewachsen, das Kinn stolz hoch gestreckt. Die Wangenknochen formten sich ausdrucksstark in seinem jungen Gesicht. Aber er trug ein fleckiges Wams, das längst nicht mehr der Mode entsprach. Seine braunen Haare standen wirr vom Kopf ab, die Bartstoppeln hätten längst der Pflege eines Barbiers bedurft.

»Ihr seid nicht von hier, nicht wahr?«, fragte Marie zaghaft, während sie versuchte seinem neugierigen Blick standzuhalten.

Er lächelte und wischte sich mit dem Handrücken über die schweißnasse Stirn. Kleine Hautfetzen hingen an seinen eingerissenen, bleichen Lippen. »Stimmt. Ich bin mit den Flüchtlingen gekommen. Geradewegs aus der Hölle. Mein Name ist Manuel. Manuel Boisset.« Er sah sie verschmitzt an

und verbeugte sich tief, während er ausladend seine Mütze schwenkte. Marie errötete. Der Geruch von frischen Pfefferminzblättchen, auf denen er mit seinen weißen Zähnen herumkaute, zog ihr in die Nase.

»Ich will zu diesem Wundermann Nostradamus«, fuhr er fort, »der von aller Welt bejubelt wird. Irgendetwas liegt mir nämlich verflucht schwer im Magen, das es bis hinunter in die Gedärme zieht. Wahrscheinlich war das Fleisch verdorben, das wir heißhungrig in uns hineingestopft haben.«

»Marie?«, hörte sie da die Stimme der Arztfrau aus der Etage über ihr. »Bist du da unten? Ich brauche dich!«

»Ja, ich komme schon!«, rief sie zurück und flüsterte Manuel Boisset leise zu: »Michel Nostradamus ist dort drüben im Labor. Ich weiß aber nicht, ob er heute noch Zeit für Kranke hat. Er scheint im Aufbruch begriffen zu sein.«

»Im Aufbruch...?«, fragte Manuel neugierig. Überrascht zog er eine Augenbraue hoch.

»Ja, aber ich muss jetzt los...« Marie huschte zum blank gewienerten Treppenabsatz. Die ledernen Schnürschuhe, die der Arzt ihr wegen des Unrats auf den Straßen geschenkt hatte, rutschten über die glatten Stufen.

»Du arbeitest hier?« Manuel trat ans Treppengeländer und sah zu ihr hoch, während Marie auf einer der Holzstufen innehielt und verlegen das kurze Leinenkleidchen an ihre Oberschenkel drückte.

»Ja, bis zum Abend«, sagte sie leise. Ein paar Atemzüge lang sahen sich die beiden an. Ihre Blicke fanden sich trotz des fahlen Dämmerlichtes, als hätten sie etwas von sich in dem anderen wiederentdeckt. Marie schluckte. War es der betörende Lavendelduft, der ihren Puls in die Höhe jagen ließ? Übereilig holperte sie die Eichenstufen hoch und zog die Zimmertür hinter sich ins Schloss. Jetzt war es still, nur das leise Kichern eines kleinen Mädchens war zu hören.

»Bis heute Abend«, lächelte Manuel verstohlen. Seine Schritte knirschten leise auf dem Steinfußboden, als er auf das Labor zuschlenderte.

Die Sonne stand schon tief am Firmament, als Nostradamus Tinkturen und Salben, Ampullen und selbst gedrehte Pillen in seinen ledernen Arztkoffer packte. Endlich steckte er den gelöcherten Lederriemen durch die Silberschnalle und stellte die Tasche im Flur ab. Catherine holte frische Wäsche und Strümpfe, die sie auf dem Holztisch im Wohnzimmer stapelte. Ihre blassgrünen Augen waren leicht gerötet, blonde Haarsträhnen lugten wirr unter der Samthaube hervor. Geduckt huschte sie durch die düsteren Zimmer. Schmale Lichtstreifen, die durch die bleiverglasten Fenster fielen, schimmerten auf den blank polierten Holzdielen, als wollten sie das Leben

in Licht und Schatten teilen. Jammernde Stimmen hallten von der Straße hoch, Peitschenknallen, dann wieder das schluchzende Weinen eines Kindes. Jedes Mal, wenn ein Karren über das Straßenpflaster ratterte, zuckte Catherine erschrocken zusammen.

»Sie sterben vor Erschöpfung!«, sagte Michel leise. »Wenn ich nur wüsste, wie ich ihnen helfen kann! Ihre Körper sind sogar zu schwach, um Nahrung aufzunehmen.« Nachdenklich wiegte er seinen Sohn René auf den Oberschenkeln, der ihm mit seinen Händchen durch den kurzen Bart zauste. »Für euch besteht aber keine Gefahr! Außerdem bin ich bald zurück!«

Die kleine Suzanne saß breitbeinig auf den Holzdielen. Die blonden Locken fielen über ihr gerötetes Gesicht. Andächtig faltete sie ihr neues Spielzeug, die zerrupften Leinenstreifen, zusammen, während sie ein seltsames Lied sang. Es war wohl eine alte Motette, die sie unten in der Kapelle gehört hatte, eine Melodie, die fremd und verloren durch das schattige Zimmer schwebte. Ihr Stimmchen war wie ein blasser, kaum hörbarer Laut, körperlos wie der Sommerwind, der abends über Lavendelfelder streicht. Als hätte die Tonfolge eine Saite in Nostradamus in Schwingung gesetzt, weiteten sich plötzlich seine Augen, bis er sie schmerzlich zusammenkniff. Etwas Vertrautes, Uraltes und Übermächtiges war an ihn herangetreten. Seine Gesichtszüge erstarrten wie zu einer Maske aus Wachs. Er spürte, wie er plötzlich in einen Strudel von Ereignissen gerissen wurde. Er versank in ein glühendes Rot, das ihn durcheinander wirbelte. Sirrende Töne zerrissen ihm fast das Trommelfell, dröhnten in seinem Schädel, als wäre sein Kopf eine steinerne Halle, an deren Wänden es tausendfach widerhallt. Die rot glühenden Wirbel umfassten ihn und formten sich zu einem brennenden Kreuz, das an den Enden hakenförmig spuckende Feuerzungen hinter sich herzog. Endlich verlangsamte sich das wirbelnde Feuerkreuz und brannte sich ihm fest. Jetzt stampften aus einer blassgrauen, hoch gebauten Straße eintönig Schritte auf ihn zu, hohl und dumpf, rhythmisch bedrohlich. Wieder brannten diese roten Kreuze mit den Haken auf, aber jetzt auf flatternden Fahnen und hohen Häuserwänden. Männer in Uniformen und schweren Stiefeln stapften im Gleichschritt auf ihn zu. Blecherne Schutzhelme waren tief in ihre Stirn gezogen. Sie trugen fremdartige Gewehre und öffneten die Mündungen einsilbig im Gleichklang wie eine fremdgesteuerte Armee. Jetzt dröhnten Ungeheuer wie gigantische Urvögel durch die Luft. Sie waren ganz aus hartem Metall geschmiedet und senkten sich tiefer über die Stadt. Längliche Brut fiel aus ihren Leibern und explodierte mit beißenden Flammen. Rauch, Schreie, Feuer! Menschen am Boden, zerrissene Leiber, in Blut getränkt. Die Feuerhaken an den rot glühenden Kreuzen spuckten flammende Zungen, die sich heißhungrig an

Häuserfassaden hochleckten, als wollten sie ganze Städte und Länder verschlingen.

»Michel!« Eine entfernte Stimme fiel mit schimmerndem Licht in seine finsternen Vorahnungen. »Michel!« Jemand rüttelte von Angst getrieben seine Schultern. Das Schreien eines Kindes drängte sich zwischen das erneute Aufdröhnen der metallenen Riesenvögel. Die blutenden Leiber versanken im grauen Nebeldunst, die brennenden Fassaden verschwanden hinter einer fahlen Aschelandschaft, die glühenden Kreuze mit den Feuerhaken verblassten, bis flirrende Helligkeit alles unter sich begrub. Nostradamus taumelte in einem erlösenden Wirbel zurück in seine Welt. Alles drehte sich. Verwirrt kniff er die Augen zusammen, als würde er von hellem Licht geblendet: dicht vor ihm stand Catherine, dann Marie, die Wände zogen vorbei, da die bleiverglasten Fenster, dort die düsteren Ölgemälde, der Tisch mit dem frischen Rosenstrauß, alles schien sich noch wie in einem ewigen Kreislauf weiterzudrehen. Der kleine René hockte auf seinen Oberschenkeln und schrie jämmerlich, während Catherine an seinen Schultern rüttelte. »Lass doch den Jungen los!«

Nostradamus spürte, wie er den Leib des Kindes mit festem Griff umklammert hielt. Seine Fingerknöchel traten weiß unter der Haut hervor. Erschrocken ließ er los. »Komm, ruhig!«, flüsterte er. Seine Stimme klang gehetzt. Mit zitternden Fingern streichelte er dem Kind über das flaumige Haar. Dann sprang er auf, streckte seinem Weib den Sohn entgegen und griff nach der Gänsefeder, die auf dem Holztisch lag. Er tunkte sie in ein Tintenfässchen und kratzte Worte auf ein Stück Papier. Schweißtropfen perlten über sein erhitztes Gesicht. Marie verfolgte die Bewegungen seiner Hand. Wie besessen schrieb er weiter.

»Großdeutschland einverleiben will er Brabant und Flandern, Gent, Brügge und Boulogne...

Der Burgfriede ist geheuchelt...

Der große Führer aus Armenien lässt Wien und Köln brennen...

In dem Konflikt wird der Große, der wenig wert war, zuletzt doch noch das Wunder vollbringen...

Während Hadrie sieht, was alles verloren ist, erschießt sich der Größenwahnsinnige beim Festmahl... Zwei auf dem Pflaster gegrillt.«

Sein Ellenbogen schlug gegen den Steinkrug mit den frisch gepflückten Rosen. Wasser schwappte auf den Holztisch. Rote Blätter taumelten wie verletzte Schmetterlinge zu Boden. Gehetzt sprang er auf, packte das Schriftstück und verschwand in seiner Studierstube.

Marie sah ihm nachdenklich hinterher. Was war das nur für eine Kraft, die sich seiner immer wieder bemächtigte? Oder vermochte er selbst durch seine ungewöhnliche Gabe in Visionen einzutauchen? Ob er wieder

Einsicht bekommen hatte in diesen unsichtbaren Gürtel – wie er es nannte – , der um die Erde gelegt war und in dem sämtliche Ereignisse der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gespeichert waren? Hatte es wieder mit der »Essenz« zu tun, die mit den »leuchtenden Wassern« der Alchimisten zu vergleichen war und die von dem großen Arzt Paracelsus *Aniadus* bezeichnet wurde? Darüber hatte Nostradamus doch erst neulich in seinem Labor mit Scaliger debattiert, Marie hatte es wieder einmal nicht lassen können, heimlich an der Tür zu lauschen. Oder waren hier eher dunkle Mächte am Werk?

Die kleine Suzanne bückte sich nach den Rosenblättern, tapste auf den Weidenkorb zu, der unter dem Fenster in einem Lichtfleck stand. Sorgfältig legte sie die roten Duftblätter auf das kleine Kopfkissen. Sie schimmerten in dem leeren Körbchen wie ein letzter Abschiedsgruß. Und wieder tanzten die hellen Töne der alten Motette durch das Zimmer, schwerelos wie aus einer vergessenen Welt.

Als Suzanne und René zu Bett gebracht waren, tauchte das Abendrot den westlichen Himmel in feuriges Licht, als wäre der Horizont mit einem glühenden Band verschmolzen. Rot schimmernd fiel es durch das Bleiglas ins Wohnzimmer der Familie Nostradamus. Marie öffnete eins der Fenster. Nur ein paar blasse, purpurfarbene Schatten überzogen den Abendhimmel. Der Arzt hatte noch den Verkaufsladen geöffnet. Zerlumpte Flüchtlinge, sonnenegerbte Marktweiber, Dienstmägde und feine Herrschaften drängten sich bis auf die Gasse, um für ein paar Sous Heilsalben und Essenzen zu erstehen. Der Gestank von altem Schweiß und Urin vermischte sich mit getrockneten Kräutern und destilliertem Rosenöl. Keuchend schlurfte ein pockennarbiger Alter mit einem Salbentiegel auf die Straße. Ein Bauer flößte gerade seiner meckernden Ziege eine grünliche Tinktur ein. Fliegen surrten um ihren prallen Euter, während Straßensjungs versuchten, ihren weißen Pinselschwanz zu packen. In diesem Moment war Pferdegetrappel und Peitschenknallen zu hören, erwartungsvolle Aufschreie flogen durch die Luft.

»Der Bischof von Agen, Jean von Lothringen«, wurde getuschelt. Marie warf ein Jäckchen über die Schultern und rannte nach unten. Sie kam gerade aus dem Arzthaus, als das Hufetrappeln sich auf dem Pflaster näherte. Menschen drängten sich auf den Trottoirs zusammen.

»Ist der Bischof nicht einer der reichsten Kirchenfürsten in ganz Frankreich?«, raunte ein dralles Bauernweib einer jungen Spinnerin mit verhärmtten Gesichtszügen zu.

»Er ist der Reichste! Mit seinen unzähligen Erzbistümern!« Ein kräftiger Bursche mit fauligen Zahnstumpen im Mund spuckte aus. »So einen Prasser wie den hat es noch nie gegeben!«

»Seine Feste sollen die verschwenderischsten im Lande sein«, meinte das Bauernweib. »Er hat die seltensten Kunstschatze gekauft!«

»Nicht nur das!«, fuhr ein Handlungsreisender dazwischen und lachte derb. »Er kauft ja auch die Mätressen für den König!«

»... nachdem er sie vorher selber ausprobiert hat!«, platzte eine alte Jungfer heraus. Ihre schrillen Lacher hüpfen durch die Luft. Dann verzog sie das Gesicht und hüstelte angewidert in ihr Schnupftuch.

Jean von Lothringen, der Bischof von Agen!, fuhr es Marie durch den Kopf. Erst vor zwei Monaten war Nostradamus dringend zu ihm ins Schloss gerufen worden. Sie hatte das Astrolabium für ein anstehendes Horoskop tragen müssen, während Nostradamus mit Ledertaschen beladen gewesen war, in die er Heilsalben und Tinkturen verstaut hatte. Allerdings hatte sie in ihrem ärmlichen Kleidchen vor dem Gemäuer warten müssen.

Das Schloss von Agen war nicht sehr groß, aber reich mit Kostbarkeiten ausgestattet. Durch die hohen Fenster des Bankettsaales konnte oft heimlich beobachtet werden, wie in goldenen Kandelabern Hunderte von Wachskerzen flackerten. Freskenmalereien glänzten an den gewölbten Decken in schönsten Farben. Mit Goldfäden durchzogene, seidige Gobelins schimmerten an den Wänden, Marmorskulpturen glänzten im warmen Licht der Kerzen.

Ob eins dieser Ölbilder mit den riesigen Goldrahmen beim Verkauf so viel Sous einbringen würde, dass ihre Familie einige Jahre davon leben könnte?, hatte Marie oft überlegt.

»Jeden Tag füllt der Kardinal seine Börse mit drei- bis vierhundert Sous«, unterbrach ein schiefmäuliges Weib Maries Gedanken. Ein sehnsüchtiges Aufseufzen ging durch die Menge, die auf die Kutsche des Bischofs wartete.

»Aber er gibt auch den Armen«, krächzte ein Buckliger. »Er gibt ohne nachzuzählen. Es heißt, in Rom bat ihn einmal ein armer Blinder um Almosen und er bekam eine Hand voll Gold.«

»Eine ganze Hand voll Gold!« Die Schiefmäulige starrte sehnsüchtig in ihre leeren Handflächen, die sie wie Schöpfkellen von sich streckte. Sabber tropfte ihr von den Lippen.

Der Bucklige schien sein dünnes Stimmchen mit letzter Kraft aus der Kehle zu pressen, um das Raunen der Umstehenden zu übertönen. »Und der Blinde rief aus: ›Ihr müsst Christus sein oder der Bischof von Lothringen!««

In diesem Moment ratterte die Kutsche auf dem Kopfsteinpflaster näher. Die beiden schweißnassen Rappen tänzelten und wieherten auf, als sich immer mehr Volk dicht an den Bürgersteig drängelte. Stinkende Bettler, breithüftige Marktweiber und zerlumpte Flüchtlinge schwenkten die Hüte,

streckten bettelnd ihre Hände aus und kreischten und johlten: »Nur eine Hand voll Gold! Eine Hand voll Gold!«

Der Kutscher hob ruckartig den Arm, knallte mit der Peitsche und trieb die schweißnassen Pferde an. Das schwarze Lederband schnalzte zurück wie ein dürrer, sich aufbäumender Schlangenleib. Ein dunkler Vorhang war vor das Fenster der Kutsche gezogen. Jetzt schob eine hellhäutige Hand mit großklotzigen Ringen den Samt zur Seite. Für den Bruchteil eines Augenblicks war ein junges Weib zu sehen. Der Ausschnitt lag frei und ließ den blassen Busen unter der halbdurchsichtigen Seide erahnen. Die rötlichen Haare der Frau waren geflochten und zu einem üppigen Kranz geflochten. Darauf steckte eine perlenbestickte Haube. Der Haaransatz war hoch ausrasiert, so wie es in Italien Mode war. Da fiel auch schon der schwarze Vorhang zurück. Die Speichen der Räder knirschten. An der Kutsche blitzte das Wappen Lothringens auf: drei silberfarbene Adlerschwinge, karmesinrot gegen eine Fläche aus reinstem Gold abgesetzt, und die silbernen Kreuze Jerusalems. Jetzt flog ein Schwarm Krähen aufgeschreckt hoch. Ihre Flügel klatschten zusammen, als würden nasse Lappen ausgeschlagen.

Langsam verlor sich das Hufgeklapper in der Ferne. Die Menschen ließen enttäuscht die leeren Hände sinken und wankten oder schlurften zurück in ihre Behausungen oder ins nahe Kloster zur Armenspeisung.

Allmählich wurde der Himmel von einer tiefblauen Dämmerung überzogen. Die Luft war von einem säuerlichen Geruch voll gesogen. Plötzlich legte sich sacht eine Hand auf Maries Schulter. Es war Manuel Boisset. Sein dunkles Haar war jetzt straff nach hinten gekämmt, das Gesicht vom Barbier frisch rasiert. Auf den gesprungenen Lippen glänzte eine ölige Salbe. Trotzdem waren sie blass, als hätte ihm eine Krankheit sehr zugesetzt.

»Darf ich dich zu deiner Wohnung begleiten?« Er verbeugte sich mit spitzbübischem Lächeln und schwenkte einladend seine Kappe. »Man weiß nie, was sich hier für ein Gesindel herumtreibt.«

Marie schluckte. Ihr Hals war wie ausgetrocknet. Sein Blick verunsicherte sie, als hätte er eine unbekannte Sehnsucht in ihr geweckt. Verlegen wischte sie sich über die Sommersprossennase.

»Na, was ist?« Seine Worte klangen sanft. Marie meinte eine warme Glut zu spüren, die aus ihnen herausstrahlte. »Wo wohnst du?«

»Ich wohne in einer Gasse, die oben beim Brunnen abzweigt«, antwortete sie hastig. Sie räusperte sich und versuchte ein leises Zittern in ihrer Stimme zu unterdrücken.

»Soll ich dich begleiten?«, fragte er vorsichtig.

Sie nickte scheu. Manuel zog aus der Tasche seiner abgeschabten Weste eine weiß schimmernde Muschel und drückte sie Marie in die Hand. »Die habe ich am Atlantik gefunden, in Bordeaux. Eines Tages werde ich dorthin zurückkehren! Mein Vater hat dort ein kleines Weingut, das will ich übernehmen.«

Marie umschloss die Muschel mit ihren Fingern. Sie spürte, wie sich die Kanten in ihre verschwitzten Finger drückten. Ob dies ein Zeichen des Himmels war? Ein kleines Geschenk in Erwartung dessen, was noch kommen sollte?

Schweigend gingen sie die Rue St. Georges entlang, vorbei an zerlumpten Flüchtlingen, die verloren an den Hauswänden hockten und vor sich hinstarrten. Straßenköter schnupperten an frischem Kot. Erste Pechfackeln loderten auf. Sie warfen flackerndes Licht auf ein paar Burschen, die auf einem Holzbrett *trictrac* spielten und mit den Fingernägeln Läuse knackten. Zwei Weiber kamen mit frisch gebackenem Brot und Kohlsuppe aus dem Nachbarhaus, um ein paar Hungernde zu versorgen. Wieder ratterte in der Ferne der Leichenkarren vorbei. Der Geruch von Schweiß, sauren Oliven und Erbrochenem lag in der Luft. Marie spürte, wie Übelkeit in ihr hochstieg.

Am Ende der Rue St. Georges hielt einer eine flammende Fackel hoch über den Brunnenrand. Das grelle Licht tanzte wie entfesselt durch das Geäst des Feigenbaumes, fuhr die Zweige entlang und tastete sich hoch bis in den Gipfel. Der Baum war zerrupft, die letzten Früchte waren heruntergerissen. Abgebrochene Zweige lagen zertreten am Boden. Am steinernen Brunnen drängten sich zerlumpte Gestalten um den Holztrög. Verschmutzte Kinder schöpften mit hohlen Händen Wasser, das sie gierig aufschlürften. Manuel blickte kurz zu ihnen herüber, während er sich nachdenklich über das Kinn rieb. Sein Blick war jetzt in die Ferne gerichtet, als hätten ihn Nachtmahre in einen düsteren Altraum entführt.

»Na, was ist mit deinem Magendrücken?«, fragte Marie endlich mit leiser Stimme, während sie die Muschel immer noch fest in der Hand hielt. »Hat der Doktor helfen können?«

»Es ist schon viel besser.« Manuel atmete tief durch. Er leckte sich kurz über die blassen Lippen wie ein Hund, der seine Wunden zu heilen sucht.

»Nostradamus scheint wirklich ein außergewöhnliches Wissen zu haben«, sagte er und schaute wieder zum Brunnen hinüber, wo jetzt im Lichtschein der Fackel der frisch gefüllte Wassertrog von Mund zu Mund gereicht wurde. »Und einen untrüglichen Instinkt. Er sah mich durchdringend an und wusste gleich, welche Arznei mir helfen wird. Du arbeitest gern bei dem Doktor, nicht wahr?«

Marie nickte. Sie zwirbelte ihre lockigen Kupferhaare zu Strähnen, die ihr widerspenstig über die Wangen fielen. »Und ob. Und außerdem lerne ich eine ganze Menge.«

»So, du lernst viel?« Manuel strich ihr wie durch Zufall eine der widerspenstigen Locken aus dem Gesicht.

»Ja, tausenderlei! Zum Beispiel, dass Kranke frische Knoblauchzehen lutschen sollen, damit sie von Krankheiten rein bleiben. Und Konfitüren kann ich auch kochen. Nostradamus entwickelt jeden Tag verrückteste Leckereien, wie die Paprikakonfitüre, seine Spezialität. Ihr werden sogar...« Marie stockte und errötete.

»Was werden ihr?«, fragte Manuel amüsiert.

Sie senkte verlegen den Blick. Ein paar der herbstfarbenen Locken fielen ihr zurück ins Gesicht. »... ihr werden sogar aphrodisische Eigenschaften nachgesagt.«

In diesem Moment ratterte eine schwarze Kalesche heran, die von einer jungen Stute über das Straßenpflaster gezogen wurde. Marie drückte sich an die Häuserwand, erleichtert über die unerwartete Unterbrechung ihres Gesprächs. Sie pustete eine der Haarlocken aus ihrem Gesicht und lächelte verschmitzt.

»Erzählt er auch von den Ereignissen im Land?«, fragte Manuel weiter, als das Pferdegetrappel sich in der Ferne verlor. Burschikos steckte er seine Daumen in die schmalen Taschen seines Lederwamses. Es war abgescheuert wie das alte Fell einer Bergziege.

Marie nickte. »Ja, er sagt, die neuen Ideen der Lutheraner würden wie trockener Zunder wirken. Es würde nur noch der Funke fehlen und alles wäre in Aufruhr. Meinst du, dass es auch hier zum Krieg kommt?«

Manuel lächelte ihr aufmunternd zu. »Unser König Franz I. wird die Aufrührerischen hochkant hinausschmeißen! Das schwöre ich dir! Denk nur dran, wie er damals die Schweizer zum Teufel gejagt hat!«

Marie nickte. Es war ja noch gar nicht so lange her, dass der junge König Franz I. das Unmögliche gewagt hatte, die Alpen zu überqueren wie einst der große Hannibal. Mit einem Heer von Soldaten, Pferden und Rittern in schweren Rüstungen waren sie durch Eis und Schnee über einen neu entdeckten Pass gezogen. Die massiven Kanonen hatten sie vorbei an reißenden Wildbächen, steil abfallenden Schluchten und über unbefestigte Berghänge geschleppt. Wie oft war ein Pferd gestrauchelt und mitsamt dem Ritter in die Tiefe gestürzt! Wie viele Fußsoldaten wurden durch Steinschlag getötet oder mussten schwer verletzt zurückgelassen werden, in der Hoffnung, dass bald der Tross mit der Verpflegung nachkam.

»Und dann haben unsere Truppen die angeblich ach so unbesiegbaren Schweizer, diese elenden Feiglinge, die sich hinter ihren Piken und

Hellebarden versteckten, aus Italien verjagt wie streunende Katzen. Es lebe unser König François I!«

Manuel warf seine Kappe hoch in die Luft und fing sie geschickt wieder auf. Marie lächelte, als sie seine Begeisterung sah. Heimlich betrachtete sie seine muskulösen Oberarme. Wie sich das Leinenhemd über seinem breiten Brustkorb spannte!

»Aber er wurde doch in Pavia besiegt. Das hatte schon Nostradamus vorausgesagt und alle Welt spricht über die eingetroffene Weissagung«, sagte Marie.

»Ja, aber nur, weil sie Hunderte von Arkebusen und andere neu entwickelte Schusswaffen dabei hatten«, meinte Manuel verbittert und spuckte aus. »Aus der Ferne haben die Spanier und Deutschen unsere Ritter einfach von den Pferden herunterschossen! Ist das ein ehrenhafter Kampf? Schmälerst du die kriegerische Leistung von König Franz?«

Marie sah hoch in die Milchstraße, in die *via lactea*. Sie konnte sich nie satt sehen an diesem geheimnisvollen Flimmern, das sich wie ein glitzerndes Band über das nächtliche Firmament spannte. Und dann war König Franz I. in Haft geraten und erst viel später gegen seine beiden Kinder ausgetauscht worden, genauso wie Nostradamus es vorausgesagt hatte. Ob die Zukunft wirklich aus den Sternen zu lesen war? Ob der allmächtige Gott den Menschen so Hinweise auf den Verlauf des Schicksals geben wollte? Denn stand nicht schon in der Bibel: Ihr werdet die Zeichen am Himmel sehen? Aber wie musste der Mars stehen, um kriegerische Auseinandersetzungen aufzuzeigen? Nostradamus konnte in diesen Himmelszeichen lesen und seine Weissagungen waren selbst am Hofe begehrt. Aber er musste auch einen hohen Preis dafür zahlen. Einige zuckten zusammen, wenn sie ihn auf der Straße sahen, andere tuschelten hinter vorgehaltener Hand und bekreuzigten sich.

»Und dann erzählte er noch von den Katharern«, fuhr Marie leise fort. »Dass sie in ihrer Burg bei Montségur belagert wurden, bis sie ausgehungert von den Bergen kamen, um in den Flammen der Scheiterhaufen zu sterben... Einmal möchte ich dorthin. Nur ein einziges Mal möchte ich diese Burg sehen.«

»Montségur?... Hast du etwa Interesse an diesen Dingen?« Manuel schaute sie überrascht an. »Eigentlich hatte ich vor, morgen mit dem Maulesel dorthin aufzubrechen.«

Marie stockte der Atem. »Nach Montségur? Morgen?«

»Willst du mich begleiten?« Manuel lächelte ihr aufmunternd zu.

Marie fühlte eine prickelnde Welle durch ihren Körper strömen. Aber dann schüttelte sie entschlossen den Kopf. »Es schickt sich nicht, mit einem Fremden zu reisen...«

»Aber es reisen mehrere zusammen«, drängte er vorsichtig. »Du brauchst keine Angst zu haben. Wir sind morgen Nacht zurück. Ich will die Berge sehen. Und die alte, verfallene Burg. Dort soll man die Geister der Verstorbenen spüren, selbst in der hellsten Mittagssonne. Wie sie flattern und zucken... Es heißt, dass die Erde, die von dem Blut der Katharer getränkt wurde, immer noch eitert und schwärt wie eine große Wunde, die nicht heilen will!«

Marie spürte, wie ihr Herz anfang zu rasen. Ob sie sich Manuel Boisset anvertrauen sollte? Er war doch fremd. Neugier brodelte in ihr auf wie schäumender Sud. Aber andererseits warteten ja die kleine Suzanne und René auf sie...

Marie schaute hinüber zu den Stadttoren. Die Türme zeichneten sich schwarz gegen den immer dunkler werdenden Himmel ab. Sie spürte die fröstelnde Kühle, die langsam aus der Erde stieg. Ein Schwarm Krähen jagte krächzend hoch. Fast unbemerkt huschten Ratten lautlos an den Hauswänden der Rue St. Georges entlang, nagten an Unrat und schnupperten an ausgestreckten Beinen. Ein weißer Nebelschleier legte sich sachte über die Felder, als wollte er das Land mit einem Leichentuch einhüllen.

Schon vor der Morgendämmerung hatte Nostradamus Agen de Provence mit einer zweispännigen Kutsche verlassen. Das gleichmäßige Rattern der Räder hatte sich bald in den fernen Pinienwäldern verloren. Irgendwann wehte der Wind noch das erschrockene Wiehern eines Pferdes herüber, dann war es still. Selbst das Zwitschern der Vögel war verstummt, als hätte eine giftige Wolke jeden Laut im Keim erstickt. Die Flüchtlinge auf den Straßen verharrten regungslos, als wollten sie demütig ihr Schicksal annehmen, um endlich von einem göttlichen Wunder erlöst zu werden. Selbst die Straßenköter lagen ruhig unter Torbögen und in Nischen, die verstrubbelten Köpfe auf die Pfoten gelegt. Nur ein paar Geckos huschten an den Steinwänden der Häuser entlang, am Brunnen vorbei auf die Lavendelfelder hinaus.

Als Marie das Wohnzimmer der Arztfamilie betrat, war Catherine gerade dabei, ein paar Sachen zu packen. Die kleine Suzanne hatte schon ihr Leinenkleidchen an und kämmte sich mit einer Holzbürste aus Wildschweinborsten das blonde Haar. Übermütig rannte sie auf Marie zu und warf sich ihr in die Arme. »Marie! Marie! Marie!«, krächte sie.

»Ich habe mir überlegt, dass ich doch heute meine Eltern besuchen kann«, meinte Catherine. »Es ist ja nicht so weit bis zum Ende der Stadt. Morgen Abend bin ich zurück!«

»Soll ich Euch begleiten?«, fragte Marie.

Catherine schüttelte den Kopf und steckte ihr einen Schlüssel zu. »Die Kindersachen müssen gewaschen werden. Ich habe auch noch nicht die Bettpfannen geleert und die Küche muss geschrubbt werden.«

Die kleine Suzanne fuhr Marie mit ihren klebrigen Händchen durchs Gesicht, betatschte ihre Sommersprossennase und gab ihr einen nassen Kuss auf die Wange. »Marie soll mit!«, brabbelte sie.

»Das geht doch nicht!« Marie schnupperte an Suzannes weichem Lockenhaar. Wie gut es duftete! Ob Nostradamus das neue Haarwaschmittel mit Rosenölen gemischt hatte? »Morgen kommst du doch zurück. Dann sehen wir uns wieder!«

Als Catherine etwas später mit den Kindern das Haus verließ, öffnete Marie das bleiverglaste Fenster. Es warf tanzende Sonnenflecken auf die Häuserwände der anderen Straßenseite.

»Marie! Marie!«, krächte Suzanne von unten. »Bis morgen!«

»Bis morgen!«, lachte Marie und winkte ihnen nach. Die hellen Händchen von Suzanne flatterten durch die Luft und warfen ihr Windküsse zu, bis sie in der Menge der Rue St. Georges untertauchten.

Gerade, als sie das Fenster schließen wollte, entdeckte sie Manuel Boisset, der ein braunscheckiges Maultier am Zügel hielt. Es war mit einer schweren Ledertasche bepackt und zuckte unablässig mit den Ohren. Dutzende von Fliegen, vom Unrat der Gosse angezogen, surrten um seinen Körper. Sogar eine Ratte hatte die Scheu vor dem Tageslicht verloren und wuselte zwischen seinen staksigen Beinen hindurch. Jetzt schaute Manuel Boisset hoch und winkte Marie mit der Mütze zu. Sie schnappte kurzentschlossen ihre Joppe, rannte die Holztreppe hinunter und schloss die Tür des Arzthauses hinter sich zu.

»Willst du jetzt los?«, fragte sie atemlos, als sie auf ihn zulief. Hastig verstaute sie den Schlüssel in dem Lederbeutel, der an ihrem Gürtel hing. »Nach Montségur?«

Manuel lächelte verschwörerisch und tätschelte dem Maultier das borstige Fell. Fliegen surrten auf und hockten sich wie faulige Flecken auf die Ledertaschen. »Und? Was ist? Kommst du mit? Ich habe auf dich gewartet.«

Überrascht schaute sie ihn an. »Du wusstest, dass Catherine Notredame mit den Kindern...«

Manuel nickte. Seine Augen blitzten sie verschmitzt an, während er ihr zuraunte: »Die Stadt hat tausend Ohren!«

»Und die anderen?«, stotterte Marie verunsichert. »Da waren doch noch andere, die auch dahin wollten.«

Manuel lächelte ihr zu, während er das Maultier am Zügel vorwärts zerrte. »Die sind schon losmarschiert. Aber wenn wir uns beeilen, holen wir sie ein.«

Einen Moment zögerte Marie. Als Manuel aber den störrischen Esel am Hinterteil anschob, damit er endlich losmarschierte, huschte ein Lächeln über ihr Gesicht und sie lief ihnen hinterher.

Über Stunden wanderten die beiden über ausgetrocknete Wege, vorbei an hügeligen Feldern und Pinienwäldern, aber von den anderen Pilgern war weit und breit nichts zu sehen. Immer wieder stockte der Maulesel und musste mit leichten Rutenschlägen angetrieben werden. Trockene Halme und Stechginster piekten Marie in die nackten Beine. Durch die dünnen Schnürschuhe spürte sie jeden Stein. Mücken surrten über ihre Haut, die Stiche juckten höllisch. Manuel hatte ein Fläschchen Olivenöl dabei und bestrich die roten Pusteln mit der duftenden Essenz.

»Du kennst dich aber mit solchen Sachen gut aus«, meinte Marie überrascht. Sie spürte ein Frösteln unter der Haut, als er mit der Fingerkuppe sanft über ihren Arm strich. Dann tupfte er ein paar Tropfen von dem Öl unter seine Augen. »Es beugt ja auch Falten vor!« Er spitzte seine Lippen wie eine kokette Jungfer, dann lachte er laut los. Feine Fältchen durchzogen seine Augenwinkel. Mit dem Handrücken wischte er das Öl weg und leckte es ab. »Das Zeug soll ja wirklich für alles gut sein, aber so ist es mir lieber.«

Wieder zerrte er den störrischen Maulesel am Zügel weiter, während Marie nachdenklich hinter ihm herlief. Ob es wirklich richtig gewesen war, sich dem Fremden anzuschließen?, ging es ihr immer wieder durch den Kopf. Aber andererseits verhielt sich Manuel sehr fürsorglich. Er hatte sogar einen zweiten Trinkbeutel aus Ziegenleder für sie verstaut.

Zur frühen Mittagszeit setzten sie sich in den Schatten einer alten Steineiche und aßen frisches Brot, Oliven und Schafskäse. Sogar etwas Honig hatte Manuel eingepackt. Es schmeckte köstlich.

Die Hitze knallte aufs Land. Das strahlende Blau des Firmaments schien sich in flirrendem Licht aufzulösen. Der zirpende Gesang der Zikaden lag wie ein Teppich über dem ausgedörrten Land.

Endlich erreichten sie Rennes-Les-Bains. Kühle Quellen, denen wundersame Heilkräfte zugeschrieben wurden, sprudelten aus der Erde. Marie ließ das prickelnde Wasser durch ihre verschwitzten Hände rinnen und wusch sich das Gesicht, während Manuel die Beutel aus Ziegenleder nachfüllte.

»Kommen wir hier auf dem Rückweg vorbei?«, fragte sie. »Ich könnte doch für meinen Vater etwas mitnehmen, vielleicht hilft es ja auch gegen seinen keuchenden Husten.«

Manuel nickte. »Wir fragen drüben im Gasthof nach, ob sie noch eine große Schweinsblase haben. Notfalls reichen ja auch die Trinkbeutel.«

Marie schaute zu dem Gasthaus hinüber, über dessen Tür ein ausgestopfter Wildschweinkopf mit weit aufgerissenen Augen hing. Es sah aus, als würde er mit seinem toten Blick jede Bewegung von ihr verfolgen. Eine seltsame Stimmung lag über dem Land. Der kleine Ort war von einer Seite von düsteren Bergen abgegrenzt, als läge dort ein schlafendes Tier. An einer Stelle gab es eine Schlucht, daneben bäumte sich ein Felsen auf, der wie ein grauer Totenschädel herausragte, um den Aufstieg zu überwachen. Auf einem steilen Berg erhoben sich schroff die Überreste eines Burgtempels, der einsam und gespenstisch in das Firmament ragte.

Manuel deutete mit dem Finger hinüber und flüsterte ihr zu: »Es heißt, man könne heute noch das Blut der Katharer riechen und der Berg schreie nach Rache.«

Sie brauchten knapp eine halbe Stunde, um den Fußweg zu erreichen, der zum Gipfel führte. Den Maulesel banden sie an eine der gedrungenen Steineichen, die vor dem spröden Fels wuchsen. Manuel nahm seine Ledertasche, dann kletterten sie den steilen Pfad zum Gipfel hoch.

»Als die Belagerten wussten, dass ihre Stunde gekommen war«, flüsterte Manuel, »warfen sie ihre heilige Glocke, ein silbernes Glöckchen, hinunter in die Schlucht. Es heißt, dass am Jahrestag der Zerstörung des Tempels diese Glocke wieder läutet und der Wind ihren Klang über den Berg trägt.«

Für eine ganze Weile blieben die beiden still und lauschten. Aber nur die Zikaden zirpten und die trockenen Gräser knackten unter ihren Schritten.

»Und ist man furchtlos und unerschrocken«, fuhr Manuel leise fort, »so erscheinen weiß schimmernde Ritter mit großen, blutroten Kreuzen auf der Brust.«

Die Tempelritter!, fuhr es Marie durch den Kopf. Unwillkürlich blickte sie sich nach allen Richtungen um. Sie fühlte sich, als wären brennende Augen auf ihren Rücken gerichtet. War dort nicht ein helles Aufbäumen in der flirrenden Sonne? Ein nebliges Huschen zu den Felsen herüber?

Der Weg wurde immer steiler. Manuel nahm ihre Hand und hielt sie fest, wenn sie mit ihren glatten Lederschühchen über Steine wegrutschte. Marie fühlte den Schweiß zwischen ihren Händen, trotzdem klammerte sie sich ängstlich an ihn. Ob die Seelen der Katharer wirklich noch hier herumirrten? Würden sich die Geister der Tempelritter zeigen?

Endlich waren sie bei den alten Mauern angekommen.

»Hallo, ihr Geister! Wo seid ihr?«, rief Manuel. Eine gespenstische Stille umgab sie, in die sein eigenes Lachen hinein hallte.

Plötzlich kam ein Wind auf, erst ganz leise und säuselnd. Dann fuhr er pfeifend und zischend zwischen den uralten Mauern hindurch. In der Ferne wölbten sich düstere Wolken auf, schweflige Spiralen taumelten wie aufgewirbelt hoch. Allmählich bäumten sich Wolkentürme auf, als würden sie von wild gewordenen Himmelsriesen über das Firmament gejagt. Mit einem Mal peitschten Sturmböen über das Gemäuer.

»Komm, hier rüber!«, rief Manuel und packte Marie am Handgelenk. »Da sind wir sicher!« Er zog sie zu einem halb verfallenen Eingang, der in einen überdachten Unterschlupf führte. Und schon klatschten die ersten dicken Tropfen auf den ausgetrockneten Boden. Im nächsten Moment stürzten schwere Regengüsse vom Himmel. Blitze schossen wie Feuersalven nieder. Dann folgte ein Krachen, als würden die Seelen der Toten ihre Rache auf die Erde schleudern. Marie verkroch sich in die hinterste Ecke der Kammer und zog fröstelnd die Schultern hoch. Mörtel rieselte aus der grob gemauerten Steinwand, an der sich Unkraut festgebissen hatte. Jetzt öffnete Manuel seine lederne Tasche und zog ein schweres Tuch heraus, das er fürsorglich um ihre Schultern legte.

»Ob Nostradamus auch schon hier war...«, meinte er nachdenklich, während er hinaus ins Unwetter schaute.

»Ich glaube nicht. Er hat nur von Montségur gesprochen.« Marie fühlte ein unbändiges Zittern in ihrem Körper. Wuchsen dort nicht bleiche Schatten aus der peitschenden Regenwand, weiß schimmernde Gestalten, die auf einem Meer von sirrenden Tönen daherschwebten? Sie rückte näher an Manuel heran, der schützend den Arm um sie legte. Sie spürte die Wärme seines Körpers, die allmählich durch den schweren Stoff kroch. »Nostradamus ist wirklich ein großer Gelehrter, er weiß sicherlich alles über die Katharer und Waldenser...«, sagte er.

»Oh ja«, meinte Marie und lächelte zaghaft. Sie spürte Stolz in sich aufsteigen. »Er ist ja oft bei Monsieur Scaliger und debattiert mit ihm über die neuesten Entwicklungen im Lande.«

»Auch über die Lutheraner?« Manuel fuhr zärtlich mit den Fingern über ihre Schultern. »Oder die Waldenser? Weißt du, die Inquisition wird immer unnachgiebiger.«

»Ich denke schon, dass sie sich darüber austauschen. Aber Nostradamus hat mit denen nichts zu tun.«

»Wieso bist du so sicher?« Manuel lachte, strich mit dem Zeigefinger über Maries Sommersprossennase und raunte ihr zu: »Wer weiß heutzutage schon, was in einem anderen Menschen vorgeht? Und ich denke, du wirst

nicht das Vermögen haben, in die geistige Welt dieses großen Gelehrten einzudringen.«

Sie senkte verlegen den Blick. »Ich weiß es aber! Sein Name kommt doch schließlich von der Heiligen Jungfrau Maria.«

»Von Maria?« Manuel sah sie mit großen Augen an.

»Ja, verstehst du nicht? ›Notre Dame‹, ›unsere liebe Frau‹. Schließlich hat sich sein Großvater doch in der Kirche ›zu unserer lieben Frau‹ taufen lassen.«

»Wieso taufen lassen...?«, fragte Manuel verwundert und zog spöttisch eine Augenbraue hoch. »Was du nur willst! Heutzutage lässt sich doch jeder taufen...«

»Er kommt doch aus einer jüdischen Familie...«, antwortete sie trotzig, stockte aber im gleichen Moment. Hatte sie nicht Catherine versprochen, kein Wort darüber verlauten zu lassen? Aus den Augenwinkeln sah sie zu Manuel hoch, der jetzt die Augen geschlossen hielt und die Tonfolge einer alten Motette sumnte.

Der Regen hatte inzwischen nachgelassen. Erstes Blau blitzte wie blank gewischt hinter zerfaserten Wolkenbergen auf. Manuel nahm vorsichtig den Arm von Maries Schultern und reckte sich. Dann stand er auf und stapfte nach draußen. Vogelgezwitscher tschilpte in ihren Unterschlupf. Als Marie ihm folgen wollte, rutschte das schwere Tuch von ihren Schultern. Es war eine schwarze Priesterkutte. Nachdenklich faltete sie das Gewand zusammen und legte es auf die Ledertasche. Als Manuel wieder in den Vorraum trat, schimmerte ein unwirkliches Licht von draußen herein und umspielte seine bleichen Lippen.

Schon bald brannte die Sonne wieder vom Firmament. Die Felder dampften, der Geruch von Lavendel und Thymian mischte sich mit frischer Erde.

»Und?«, lachte Manuel übermütig, als sie wieder aufbrachen. »Sind dir irgendwelche Geister begegnet?«

Marie schüttelte den Kopf und atmete tief durch. Vorsichtig trat sie auf die Felssteine, die schon bald wie fahle Knochen aus der matschigen Erde ragten.

Wozu er wohl diese Priesterkutte brauchte, überlegte sie. Aber in diesen Zeiten war ja jedes weiche Laken willkommen, das als Lager dienen konnte. Marie schüttelte den Kopf, als wollte sie lästige Gedanken vertreiben. Nachdenklich beobachtete sie Manuel, der Disteln pflückte, um den Maulesel damit am Hintern zu kitzeln. Tatsächlich ließ er sich antreiben und sie marschierten los. An der Heil bringenden Quelle füllten

sie noch einmal die Trinkbeutel aus Ziegenleder. Marie schaute dankend hoch zum Himmel. Schon allein dafür hatte sich die beschwerliche Wanderung gelohnt.

Erst spät am Abend erreichten sie die hohen Stadttore von Agen. Sie waren längst geschlossen. An den düsteren Stadtmauern brannte in einer eisernen Halterung eine Pechfackel. Vor den Toren lagerten auf Lumpen erschöpfte Menschen, die sie gleichgültig anstarrten. Aus dem Dunkel trat ein Wächter hervor, sein silbriger Brustpanzer schimmerte im flimmernden Fackellicht.

»Halt, wer da?«, rief er und reckte sich. Trübes Licht fiel auf sein aufgedunsenes Gesicht.

»Monsieur Grillier, ich bin's doch, Marie.« Das Mädchen lief auf ihn zu. »Marie Sécourt! Erkennt Ihr mich nicht?«

»Marie, was treibst du denn so spät hier?«, fragte er verwundert.

»Ich habe Wasser aus einer Heilquelle für den Vater geholt. Und dann sind wir von einem Gewitter überrascht worden!«

»Du warst mit dem da unterwegs?«, fragte er weiter. Seine Stimme wirkte spröde. »Stammt er von hier? Wir haben die Anordnung bekommen, keinen einzigen Flüchtling mehr aufzunehmen. Die Stadt ist restlos überfüllt.«

Ein paar Wächter kamen aus der Dunkelheit näher. Ihre Schwerter blitzten im Licht der Fackeln auf.

»Aber... das ist Manuel Boisset«, stotterte Marie. »Ihr kennt ihn doch, oder?«

Manuel kam mit festen Schritten auf ihn zu und verbeugte sich höflich. »Aber Monsieur Grillier, wollt Ihr behaupten, mich nicht zu kennen?«, lachte er, während er auf den Maulesel zeigte, der gerade sein sabberndes Maul an seiner Hüfte rieb. »Aber den da, den kennt Ihr doch? Das ist der Esel, der Euch letztes Frühjahr einen Tritt...«

»... ja, schon gut«, brummte Monsieur Grillier unwirsch und rief: »Lasst sie durch, ich kenne sie.«

Raunen war zu hören, dann Füßescharren. Die schweren Torflügel wurden geöffnet. Ob die Himmelpforten auch so aussahen?, überlegte Marie in der Dunkelheit der Nacht. Oder ob so ein düsterer Weg nicht doch eher in die Hölle führte?

»Ich danke dir«, lächelte Manuel, als sie vor dem Stadtbrunnen standen, und nahm sie zärtlich in den Arm. »Ohne dich hätte ich draußen bleiben müssen.«

Marie fühlte die Wärme seiner Haut. Es war wie ein Brennen, das ihren Körper durchzog. »Woher wusstest du, dass Monsieur Grillier vom Esel getreten wurde?«, fragte sie leise.

»Der Zufall wollte es so. Ich habe mir das Maultier von seinem Nachbarn geliehen. Der erzählte mir, dass er einem Wächter Grillier vor einiger Zeit einen Tritt versetzt hat...«

Hand in Hand schlenderten sie durch die kleine Gasse auf eins der windschiefen Häuser zu, in dem Marie wohnte. Kerzenlicht flackerte in einem Fenster, der Bretterschlag war geöffnet. Eine Gestalt beugte sich weit heraus.

»Bist du es, Marie?«, hörte sie die drängende Stimme ihrer Mutter. Sie klang besorgt. Dann war ein keuchendes Husten zu hören.

»Ja, Mama!« Marie riss sich von Manuels Hand los. Einen winzigen Moment blieb sie stehen, er strich ihr übers lockige Haar und drückte ihr den Beutel aus Ziegenleder in die Hand. Dann lief sie los. »Ich habe Heilwasser. Heilwasser für Papa!«

Ihre schnellen Schritte knirschten auf dem Sandweg. Dann öffnete sich mit leisem Quietschen eine Brettertür, der Schein einer Kerze flackerte ihr unruhig entgegen. Bald war wieder alles ruhig. So ruhig, als würde die Zeit den Atem anhalten.

Schon kurz nach Sonnenaufgang lief Marie zum Haus des Nostradamus, um die Hausarbeiten zu verrichten.

Der Himmel war mit sanften Rottönen überzogen. An den Häuserwänden räkelt sich Flüchtlinge. Verdreckte Kinder hatten ihre Köpfe in den Schoß der Väter und Mütter gelegt und schliefen zusammengerollt wie Straßenköter, die man vom Hof gejagt hatte. Die alte Madame Moulin schlurfte gerade wieder durch die Toreinfahrt und fegte die Pflastersteine. Sie stand gebeugt, mit dem Rücken zu Marie. Den Reisigbesen hielt sie mit ihren Händen fest umklammert. Das weiße Haar hing in zotteligen Zöpfen auf ihre Schultern herunter. Plötzlich seufzte sie auf. Der Reisigbesen fiel ihr aus der Hand. Für ein paar Atemzüge stand sie regungslos. Ein Zucken ging durch ihren Körper, dann sackte sie in sich zusammen. Ihr Hinterkopf schlug auf dem Steinpflaster auf. Der Kopf rollte herum, als wollte er ein letztes Mal prüfen, ob er fest auf dem Hals saß. Unter dem Kinn klaffte eine schwarze Wunde, aus ihrem verzerrten Mund sickerte Blut. Die Augen, die mit einer Perlmuthaut überzogen schienen, hatte sie starr aufgerissen. Marie hielt sich erschrocken die Hände vor den Mund. Da kreischte ein Weib auf: »Die Pest! Die schwarze Pest ist in Agen!« Menschen liefen entsetzt zusammen und rannten wie getrieben durch die Straßen. »Die Pest! Die Pest!« Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht: »Die schwarze Pest ist in Agen!«

Marie starrte immer noch auf Madame Moulin, die regungslos mit verzerrtem Gesicht am Boden lag. Das Blut war über die Wange ins geflochtene Haar gesickert. Es schimmerte fleckigrot in der frühen Morgensonne. Erste verblühte Blätter der Kletterrosen taumelten verloren zu Boden.

Im nächsten Moment rannte Marie los zum Haus des Arztes. Vielleicht war Nostradamus ja schon wieder von seiner Reise zurück. Und wo waren Catherine, Suzanne und René? Oder sollte sie nicht doch lieber zu den Eltern laufen? Zu ihren Geschwistern? Und wo war Manuel? Innerhalb kürzester Zeit war die kleine Stadt in hellem Aufruhr. Die Glocken der Kathedrale begannen stürmisch zu läuten. Jammern, Klagen, markerschütternde Schreie und eilige Schritte hallten durch die Straßen. Schon bald war das helle Glöckchen, das Pestglöckchen, zu hören, das am Leichenkarren befestigt worden war. Madame Moulin wurde von den Leichenträgern, den *alabres*, auf den Holzkarren geworfen. Ihre Gichthand baumelte leblos über dem Bretterschlag, der Ärmel war hochgerutscht. An ihren dünnen Armen wölbten sich schwarze Beulen.

»Marie!«, hörte sie plötzlich die Stimme von Manuel. Er stand in der Menge, die sich vor der Apotheke zusammendrängte.

»Wo ist der Arzt?«, rief einer mit heiserer Stimme. »Nostradamus! Wo steckt er?«

Marie schaute zu den Menschen, die sie mit weit aufgerissenen Augen anstarrten.

»Ich weiß nicht«, rief sie mit erstickter Stimme. »Er wird bestimmt bald zurück sein. Er hat es versprochen.«

»Nostradamus«, schallten Sprechchöre die Straße hoch. Jemand nahm einen Stein und schleuderte ihn gegen die Hauswand. »Ruhig!« Manuel hob die Hände wie ein Prediger. »Geht nach Haus und verhaltet euch ruhig. Er wird bestimmt heute noch zurückkommen!«

Zögerlich wichen die Menschen auseinander. Marie zog mit zitternden Fingern den Schlüssel aus ihrem Lederbeutel.

»Los, schließ auf«, raunte Manuel ihr zu. Hastig öffnete sie die Tür. Er schaute sich aus den Augenwinkeln nach allen Seiten um und drängte sie in den düsteren Flur.

»Hier, nimm die Tasche«, sagte er und drückte sie ihr in die Hand. »Versteck sie gut, ja? Versprichst du es?«

Marie nickte verwirrt. Er nahm ihren Kopf zwischen die Hände, sah sie mit flackernden Augen an und gab ihr einen zarten Kuss auf den Mund. »Morgen komme ich wieder. Morgen!«

Und schon war er wieder auf der Straße.

Marie lief mit der Tasche die schmale Holztreppe hoch. »Catherine?«, rief sie. Ihre Stimme klang gepresst. »Suzanne?« Aber die Wohnung war leer. Der Rosenstrauß auf dem Holztisch war verwelkt, es roch nach Fäulnis und verdorbenem Brei. Schnell verstaute sie die Ledertasche ganz hinten unter dem dunkelgrünen Sofa und lief wieder hinunter auf die Straße. Es war, als hätte sich die Pest ganz plötzlich wie ein überreifes Geschwür über die Stadt gelegt. Menschen liefen schreiend durch die Rue St. Georges, andere hielten ein Stück Linnen fest gegen das Gesicht gepresst. Einige sackten in sich zusammen und wanden sich in Zuckungen. Wieder andere irrten im Fieberwahn durch die Gassen und spuckten schwärzliches Blut.

Wie betäubt lief Marie durch die Straßen. Da drüben war das Sterbehaus, wo unheilbar Kranke letzte Hilfe fanden. Auf Decken und Bahren wurden Pestkranke herangeschleppt. Ein Pulk von Menschen wurde an einer Stelle von Wächtern zusammengetrieben. Ein schluchzendes Weib brach über dem leblosen Körper ihres Kindes zusammen.

Plötzlich hörte Marie die verängstigte Stimme eines Mädchens. Sie flatterte wie ein verletzter Vogel über das Stimmengewirr der anderen hinweg. »Marie, Marie! Hol mich hier raus!«

Marie entdeckte Suzanne und Catherine zwischen den Menschen, die laufen konnten und jetzt ins Pesthaus getrieben wurden. Catherine war leichenblass und hustete, als wollte sie alles Elend aus sich herauswürgen. Auf dem Arm trug sie René, der mit großen Augen verständnislos um sich herumschaute.

»Marie, Marie!«, hörte sie wieder die gequälte Stimme von Suzanne. Sie hatte sich zwischen die Wachleute gedrängt und ihre Ärmchen hochgereckt. Einer von den Wärtern schlug ihr mit der flachen Seite eines Dolches auf die Hand und scheuchte sie zurück. Marie blieb wie erstarrt stehen, als hätten seelenlose Geister sie in einen schwerelosen Traum verbannt.

»Marie!«, schluchzte die Kleine wieder. Tränen liefen ihr übers Gesicht, das mit Schmutzschlieren verschmiert war. Die blonden Locken hingen wirr über ihre Schulter. Jetzt wurden sie mit Schwertern ins Pesthaus getrieben. Catherine stolperte über die Stufen, der kleine René rutschte ihr vom Arm.

»Catherine!« Marie schüttelte wie benommen den Kopf. Das war kein Traum. »René! Suzanne! Wir holen euch! Nostradamus muss jede Minute zurück sein.«

Ein Wachmann schob sie barsch zurück. »Verschwinde! Hier hast du nichts zu suchen!«

Andere Menschen wurden nachgedrängt. Sie hatten schwarze Beulen am Hals, offene Wunden im Gesicht. Die Wachleute hielten sich die Menge mit ausgestreckten Schwertern vom Leib. Aber was war mit Catherine und

den Kindern? Marie spürte eine unbändige Hitze in sich aufsteigen. Sie waren doch nicht krank! Sie mussten in die Menge geraten sein, die von der Pest befallen war! Jetzt begann auch die Glocke der Abtei stürmisch zu läuten. Der Wind wehte den Geruch von Verwesung und Brand durch die kleine Stadt.

Marie rannte zurück zum Arzthaus. In ihrem Kopf dröhnte und wimmerte es. Ein kreischendes Pfeifen zog durch ihre Ohren. Plötzlich stand Nostradamus vor ihr. Er wirkte blass und ausgezehrt. Der Bart in seinem Gesicht war verdreckt vom Straßenstaub.

»Catherine!«, stammelte er. »Wo sind die Kinder?«

»Im Pesthaus«, schluchzte Marie. »Ich habe gesehen, wie die Wachen sie da reingetrieben haben.«

Michel Nostradamus schnappte seinen Umhang, rannte die Treppe hinunter auf die Rue St. Georges und drängte sich an stöhnenden Menschen vorbei in Richtung Pesthaus. Als er die Rue St. Martin überquerte, wurde vor ihm eine Kinderleiche einfach aus dem Haus geworfen. Immer mehr Kranke liefen verzweifelt durch die Straßen. Manche hatten schwarze Beulen in den Gesichtern, Blut lief ihnen aus der Nase. Es war, als hätte sich die Seuche wie eine riesige schwarze Spinne über die Stadt gelegt, die mit einem Schlag jegliches Leben vernichten wollte. Selbst aus Kirchen und Freudenhäusern rannten sie auf die Straße und wussten nicht, wohin. Wo war der Heil bringende Gott? Wo war Maria, die Fürbitterin? Mit Furcht erregendem Grinsen im Gesicht tanzte ein Alter nackt im Schmutz der Gosse. Sein Leib war mit schwarzen Beulen übersät. Er ballte in wirren Verrenkungen die Fäuste und streckte sie drohend in die Luft. »Die Rache ist mein, rief der Herr. Wie faulige Maden fällt der Tod vom Himmel und sucht sich seine Opfer«, gellte er mit krächzendem Gelächter. Ein grässlicher Schrei fuhr wie ein letztes Aufbäumen aus seinem Körper. Dann sackte er in sich zusammen und blieb leblos auf dem Pflaster liegen. Vor den Stadthäusern der Reichen wurden Pferdekarren angespannt und mit Geldsäcken, Silbergeschirr und Hausrat beladen. Nonnen standen in ihren dunklen Gewändern beieinander wie Todesboten und beteten den Rosenkranz.

»Die Pest ist Gottes Strafe für die Sünden der Welt«, flüsterte die eine verbittert und senkte den Blick.

»Die Strafe für die Ketzerei, mit der Luther die Gedanken der Menschen vergiftet hat«, raunte eine Zweite, die aus den Augenwinkeln zu dem nackten Toten hinüberschielte. »Und für die Juden, die den Sohn Gottes ans Kreuz geschlagen haben!«

Nostradamus bahnte sich den Weg an Sterbenden und hilflos Herumirrenden vorbei.

»Michel«, hörte er eine vertraute Stimme. Es war ein reicher Handelskaufmann, der vor längerer Zeit mit seinem Vater Geschäfte abgeschlossen hatte und jetzt mit verzerrtem Gesicht am Boden lag.

»Ein Glas Wasser, nur ein Glas Wasser!«, keuchte er.

Nostradamus sah seine schwarzen Beulen, riss sich los, als der Sterbende mit zitternden Händen seinen Ärmel umklammerte, und hetzte weiter. Ein Prediger streckte seine sehnigen Arme dem Himmel entgegen, während sein gelbgesichtiger Gehilfe eintönig eine Laterne hin und her schwenkte. »Aus Staub bist du gemacht und zu Staub wirst du wieder werden!« Seine Stimme knarrte wie ein verstimmtes Instrument durch die Straßen.

Endlich stand Nostradamus vor dem Pesthaus. Die schwere Eichentür stand weit geöffnet. Der Eingang wirkte wie ein stinkendes Loch, aus dem gequälte Schreie hervordrangen. Die Wächter waren längst davongelaufen. Der Arzt drängte sich an Menschenleibern vorbei, deren Gesichter von offenen Wunden entstellt waren. Eine dickliche Nonne, die ein Tuch vor ihren Mund gepresst hielt, lief ihm entgegen.

»Wo sind sie?«, fragte Michel gehetzt, als er Schwester Marianne erkannte. »Wo sind Catherine und die Kinder?« Seine Unterlippe zitterte, als er in die müden Augen der Ordensfrau sah.

Die Nonne winkte ihn in einen düsteren Raum. Durch ein schmales, vergittertes Fenster fiel etwas Licht auf ein Lumpenlager, auf dem seine Frau lag. Das Haar hatte sich gelöst, ihr Atem ging gepresst. Suzanne und René hielt sie fest in ihren Armen. Ihre schweißnassen Köpfchen hatten sie in Catherines Samtmieder gedrückt. Michel sank auf die Knie und streichelte sanft mit der Hand über ihr verklebtes Haar. Jetzt zuckten Catherines Augenlider wie die Flügel eines Falters, der nicht mehr die Kraft hat, davonzufiegen. Ein erlösendes Lächeln huschte über ihr Gesicht, als sie ihn erkannte.

»Ihr werdet leben, hörst du!« Michels Stimme klang wie erstickt. Tränen standen ihm in den Augen. »Ich hole euch hier heraus. Das Pulver, ich habe das Pulver dabei...«

Catherine versuchte zu lächeln. Schweißperlen standen ihr auf der Stirn. Ihre Lippen waren eingerissen.

»Du musst versuchen, es zu schlucken!«, keuchte er. »Dann kommen die Kinder...«

Mit zitternder Hand zog er ein silbernes Kästchen aus der Tasche seines Umhangs und klappte den Deckel auf. Dann schob er seinen Arm unter ihre Schultern, um sie aufzurichten. Da rollte die kleine Suzanne aus ihren Armen. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie ihn an. Ihr leerer Blick war in die Ferne gerichtet. Der kleine Mund war spröde verzerrt. Ein Rinnsal Blut aus ihrer Nase war mit blonden Lockenhaaren verklebt.

»Suzanne!« Nostradamus' Schrei hallte durch den düsteren Raum. Er fasste nach den leblosen Händchen. Zerrupftes von Leinenstreifen bröselte heraus. Winzige Fäden taumelten hinunter auf den Lehm Boden, als wollten sie ein letztes Mal an die Worte des Predigers erinnern: Aus Staub bist du gemacht und zu Staub wirst du wieder werden!

Michel schüttelte den leblosen Körper des Mädchens, griff nach René, der in seltsamer Stille in Catherines Arm verharrte.

»Michel!«, hauchte Catherine und öffnete ein wenig die Augen. Das düstere Licht spiegelte sich in den geweiteten Pupillen. Tiefe Schatten hatten sich um ihre Augen eingegraben. »Wo warst du?«

»Pst, leise!«, flüsterte er und versuchte das Schluchzen in seiner Stimme zu unterdrücken. »Ganz ruhig. Du darfst dich nicht anstrengen.«

Catherine hustete und würgte. Ihre Stirn glühte vor Fieber, ihr Leib wand sich unter Krämpfen. »Wo warst du?« Ihre Stimme klang wie ein zaghafter Windhauch. Nostradamus hielt noch immer das silberne Kästchen mit dem sonderbaren Pulver in der Hand. In der Seitenwand des Kästchens spiegelten sich verzerrt die toten Leiber seiner beiden Kinder. Er spürte nicht, wie ihm die Tränen übers Gesicht liefen und wie sein Körper zitterte.

Übervorsichtig schob er seinen nackten Arm unter ihren Körper. Ihr Samtkleid war verschwitzt, das Haar klebte an seinen Fingern. Langsam hob er sie an den Schultern hoch, während er ihren Kopf mit seiner flachen Hand stützte. Catherine verdrehte benommen die Augen. Immer wieder blitzte das Weiße auf, als versuchte ihre verwundete Seele mit letzter Kraft in diese Welt zurückzukehren. Ein Hauch von einem Ächzen fuhr durch ihren Körper. Mit zitternden Fingern bestäubte er ihre Lippen mit dem rötlichen Puder.

»Leck es ab und schluck! Bitte schluck!«, flehte er, während er zärtlich ihren Kopf schüttelte. »Bitte schluck!« Gehetzt schaute er zu René, seinem geliebten kleinen René, dessen Köpfchen regungslos auf ihrem Samtmieder lag. Fast erstaunt schien das Kind in eine andere Welt zu starren. Ein erlösendes Lächeln lag auf seinen bleichen Lippen, als hätte der Todesengel ihn mit sanftem tödlichem Kuss in eine glanzvolle Sphärenwelt entführt. Jetzt zuckte Catherines Körper wie unter höchster Anspannung. Sie hustete, Blut rann aus ihren Mundwinkeln.

»Schluck, bitte schluck das Pulver!« Nostradamus schlug ihr mit dem Handrücken auf die Wangen. »Hör doch. Schluck das Pulver!«

Da flackerten ihre Augenlider. Ihr Blick schien irgendetwas zu suchen, das nicht von dieser Welt war, in das sie schließlich eintauchte und regungslos verharrte.

»Catherine, Catherine!« Das geöffnete Silberkästchen fiel Nostradamus aus der Hand und klackerte auf die Bodenziegel. Das rötliche Pulver lag

jetzt zwischen den Erdritzen verstreut, es schimmerte wie getrocknetes Blut.

Noch am gleichen Nachmittag wurden Suzanne, René und Catherine in frisch gezimmerten Särgen in aller Stille auf dem Friedhof St. Paul bestattet. Nostradamus hatte sich unbändig dagegen gewehrt, die toten Leiber seiner Lieben auf dem Pestkarren abtransportieren zu lassen. Benommen taumelte er zurück zur Rue St. Georges. Sein Körper war von Erde verdreckt, sein Haar hing ihm wirr ins Gesicht. Die Arme schlenkerten in hilfloser Wut an seinem Körper herunter.

»Wo ist denn dieser allmächtige, liebende Gott?«, brüllte er unter Tränen. »Musste er selbst die Kinder von mir nehmen? Die Kinder, die frei von jeder Erbsünde sind? Die noch keinerlei Schuld auf sich geladen haben?«

Er schlug mit den blanken Fäusten gegen die Steinmauern seines Hauses, als ihn der Schmerz zu überwältigen drohte, und schluchzte, bis er bewusstlos zu Boden sank. Irgendwann kroch ein beißender Geruch in seine Nase. Benommen zuckte er mit den Augenlidern. Es war Schwester Marianne, die in ihrer dunklen Tracht vor ihm kniete, in ihrer Handfläche hatte sie ein Riechsalz zerbröselt, das sie ihm unter die Nase rieb. Ihre wasserblassen Augen sahen ihn liebevoll an. »Kommt, so schmerzlich es für Euch auch sein mag. Aber Ihr werdet gebraucht! Die Menschen rufen nach Euch. Hier, Euer rotes Pulver. Ich habe zusammengekratzt, was ich noch finden konnte.«

Sie hielt dem Pestarzt das silberne Kästchen mit den feinen Ziselierungen entgegen. Unter Schmerzen streckte er seine Hand aus. Die Knöchel waren blutig aufgeschlagen, unter der Haut blitzte rohes Fleisch auf.

Als hätte der Himmel alle Kraft aus seinem Körper gesogen, wankte er hoch in den ersten Stock seines Hauses.

Als er die Klinke der Wohnzimmertür aufdrücken wollte, blieb er wie versteinert stehen. War es die Angst, die ihn zurückhielt? Die Angst vor der Leere, vor der Endgültigkeit? Nie wieder sollte er das helle Giggeln von Suzanne hören, das Juchzen von René, die liebevolle Stimme seines Weibes Catherine. Er schluckte und öffnete mit einem Ruck die Tür. Das leere Körbchen seines Sohnes stand in einem Lichtfleck, der durch das bleiverglaste Fenster fiel. Der Rosenstrauß war verblüht, die Blütenblätter lagen verdorrt auf dem Eichentisch. In einer Ecke befand sich ein Haufen schmutziger Kinderwäsche. Da entdeckte er die zitternde Gestalt eines Mädchens. Es war Marie. Sie saß an der hinteren Wand und schluchzte leise. Wieder spürte er den Schmerz, der sich wie ein spitzes Messer in seinen Körper bohrte.

»Sie haben alle schwarze Beulen und offene Wunden«, flüsterte sie mit ersticker Stimme. »Alle! Papa und Mama, Jacques und Juliette... Sie

haben mich einfach mit Stöcken davongejagt... Auch Mama, meine geliebte Mama...«

Marie umfasste ihre Knie und vergrub ihr verweintes Gesicht in ihren dünnen Armen. Ihr lockiges, kupfernes Haar fiel wie ein Schleier nach vorn, als könnte sie sich dadurch vor dem unsäglichen Schmerz schützen. Sie zitterte trotz der Hitze am ganzen Körper. Schweißperlen liefen ihre Beine herunter. »Sie werden alle sterben! Ich konnte sie noch nicht mal zum Abschied umarmen.«

Michel ließ sich auf einen Sessel fallen. Sein Gesicht war bewegungslos wie eine Wachsmaske. Fassungslos starrte er auf die vertrockneten Rosenblätter, ohne auch nur ein einziges wahrzunehmen. Draußen hallten Schmerzensschreie durch die Gassen. Das helle Klingeln des Totenglöckchens klang wie der Ruf des Kiebitz: »Komm mit! Komm mit!«. Wieder wurden neue Pestleichen mit dem Handkarren fortgeschafft, um sie auf dem nahen Marktplatz zu verbrennen. Maries Körper schien sich jetzt unter lautlosem Schluchzen aufzubäumen. Die Zeit war brüchig geworden. Diese Minuten würden sich für alle Ewigkeiten in ihre Seele einbrennen.

Stunden mochten so vergangen sein, bis Michel plötzlich von einer unbändigen Wut gepackt wurde. Er stemmte sich hoch, schleuderte den Holztisch zur Seite, sodass die Keramikvase splitternd zerkrachte, und stapfte davon, auf die Rue St. Georges hinunter und weiter zum Marktplatz, wo die nächsten Holzfeuer zum Verbrennen der Leichen entfacht worden waren.

»Halt«, schrie er. Seine Mundwinkel waren verzerrt. »Wollt ihr die ganze Stadt ausrotten? Was verbrennt ihr die Toten hier auf dem Platz? Raus damit, auf die Felder. Wer weiß denn, wie die Pest durch die Luft weitergetragen wird!«

»Aber Monsieur Bernard hat verfügt...«, wandte einer der Alabres ein.

»Ach ja? Hat er als Parlamentarier auch verfügt, dass ihr am Leben bleibt?«, fuhr Nostradamus ihn jähzornig an, während er gegen einen brennenden Holzscheit trat, der mit wirbelnden Flammen durch die Luft flog. Gleichzeitig schnappte er den Totenbestatter am Kragen. »Ich schwöre Euch, ich werde Euch vors Halsgericht bringen, wenn Ihr nicht sofort meinen Anweisungen folgt!«

Mit weit ausladenden Schritten lief er auf das Parlamentsgebäude zu, sein düsterer Umhang flatterte wie ein aufgeschreckter Dämon hinter ihm her.

Nur kurze Zeit später riss er die Wohnzimmertür in der Rue St. Georges auf. Marie hockte immer noch in sich zusammengesunken an der Wand. Ihre Lippen waren blutig gebissen, die Augen rot unterlaufen. Nostradamus packte ein paar Decken, nahm Marie kurzerhand auf seinen Arm und stapfte mit ihr davon. Ihre dünnen Ärmchen legten sich zaghaft um seinen

Hals, den müden Kopf ließ sie auf seine Schultern sinken. Auf der Gasse steuerte er geradewegs auf das kleine Kloster zu und trat auffordernd gegen die schwere Eichentür. Eine Nonne mit schwarzem Umhang und klapperndem Rosenkranz öffnete einen Spalt. Ohne zu zögern schob er sie beiseite und steuerte durch ein steinernes Tor auf den Klosterbrunnen zu, der in einem gepflasterten Hof lag. Dort riss er Marie die verdreckten Kleider vom Leib und schüttete ihr einen Eimer klares Wasser über den Kopf.

»Zieh noch die Schuhe aus«, drang seine Stimme an ihr Ohr.

Marie schlüpfte aus den Lederschühchen und warf sie beiseite.

»Und jetzt wasch dich! Von oben bis unten«, befahl er mit einer Stimme, die keinen Widerstand duldet, und drückte ihr ein Stück Seife in die Hand. Marie schien wie in Trance, während sie ihren Körper abseifte. Im gleichen Moment zog er selbst sämtliche Kleider aus und wusch seinen nackten Körper ab. Ein aufgeregtes Tuscheln und Wispern war aus dem Nonnentrakt zu hören. Dann wickelte er sich in ein großes Tuch, warf Marie eine Decke zu und türmte die getragene Kleidung auf einen Haufen. Obenauf legte er Maries einziges Paar Schuhe. Mit einem entzündeten Span ließ er die Kleider in Flammen aufgehen. Dann packte er das Mädchen wieder auf den Arm und trug es zurück in die Rue St. Georges.

Die Sonne war längst untergegangen, als Nostradamus noch immer in seinem Labor werkelt. Kerzen warfen tanzende Schatten an die Wände. In Kolben und Gläsern brodelten Essenzen. Der fein ziselierte Silberkasten lag geöffnet neben einem Glastrichter, aus dem eine rötliche Substanz tropfte. Zischelndes Stimmengewirr drang spöttisch an sein Ohr. »Was ist das nur für ein Arzt, der noch nicht einmal der eigenen Familie helfen kann? Wozu sind seine astrologischen Kenntnisse gut, wenn er es nicht vermag, solche Katastrophen vor auszusehen?« Gehässig tanzten diese Worte durch seinen Kopf, wieder und wieder prügelten sie auf ihn ein. War er es, der da sprach? Hörte er seine eigenen Gedanken, die tausendfach durch seinen Schädel hallten? Oder waren es tote Seelen, die nicht die Kraft hatten, das Erdenfeld zu verlassen, und ihn in den Wahnsinn treiben wollten? Benommen schüttelte er den Kopf, als ihn eine unbändige Kraft fortzog. Plötzlich flammte grelles Licht durch sein Bewusstsein, das aus sich selbst heraus zu explodieren schien. Tausende von Menschenschreie durchzuckten die Welten jenseits der Zeit. Rauch waberte hoch und fraß sich in einer gigantischen, grauschwarzen Säule dem Firmament entgegen. Immer mehr Rauchwolken drängten wie wuchernde Todesgeschwüre nach, als hätte sich die Erde geöffnet und der Leibhaftige selbst würde beißenden Höllenqualm ausspucken. Jetzt wuchs die Wolkensäule zu einem monströsen Dämonenkoloss, der sich wie ein verquollener Riesenpilz über

das zerstörte Land wölbte. Nostradamus spürte nicht, wie er verzweifelt in die Knie sackte, satt des unermesslichen Grauens und des Todes. Sein Schrei gellte wie der eines tödlich verwundeten Tiers durch die Nacht.

»Monsieur Notredame!«, zischelte es. Raunten die Toten ihm etwas zu? Wollten sie sich in ihm festfressen, um in einem menschlichen Körper zurück zur Erde zu kommen? Verzweifelt schüttelte er sich und warf sich zu Boden.

»Monsieur Notredame!« Jetzt erkannte er die flüsternde Stimme, die sich wie ein klärender Lichthauch durch das Dunkel tastete. Er spürte, wie eine Hand ihn sanft schüttelte. Benommen öffnete er seine Augenlider. Grelles Sonnenlicht blendete ihn. In den flirrenden Lichtstreifen, die durch das schmale Fenster seines Labors fielen, tanzten Staubteilchen wie aufgewirbeltes Pulver von Fischschuppen.

»Draußen warten Menschen«, presste Marie mit gequälter Stimme hervor. Ihre Augenlider waren verquollen, das Weiße rötlich entzündet. »Sie rufen nach Euch.«

Nostradamus verzog schmerzhaft das Gesicht. Seine Haut war blass, die Wangen eingefallen. Langsam richtete er sich auf, wie ein Erschöpfter, den das Leben niedergeprügelt hat. Jetzt hörte er vom Hausflur her ängstliches Tuscheln und ungeduldiges Scharren von Füßen.

»Wo ist er, der große Arzt Nostradamus?«, gurrte ein altes Weib mit gebrochener Stimme. »Hat er in diesen Schreckenstagen keine Zeit mehr für unsereins?«

»Vielleicht hockt er ja niedergeschlagen in seiner Wohnung, wo er doch seine ganze Familie verloren hat«, raunte es. »Wir sollten ihn holen!«

Das Trippeln und Trappeln von Schritten auf der Holzterasse hallte zu ihnen herüber. Es klang wie das ungeduldige Aufbegehren von Klopfgeistern, die um Einlass bettelten. Nostradamus wischte sich mit dem Jackenärmel übers Gesicht, dann riss er die Tür auf. »Wartet drüben im Arztzimmer auf mich«, rief er mit heiserer Stimme. »Ich komme sofort.«

Marie sah, wie er sich noch einmal mit jeder Faser seines Körpers streckte. Seine Glieder knackten, sein wirrer Blick versuchte wieder Anschluss an das Leben zu bekommen, das auf ihn wartete. Da fiel sein Blick auf das silberne Kästchen. Mit zitternden Fingern klappte er den Silberdeckel zu. Der Mechanismus verhakte sich mit leisem Klicken. Dann verstaute er es in der Innentasche seiner ledernen Jacke, atmete noch einmal tief durch und wankte davon. Marie blieb wie verloren zurück. Ihr Kupferhaar war strähnig verklebt, der Blick ihrer entzündeten Augen wie von Schleiern überzogen. Mit einer unendlich langsamen Bewegung wischte sie sich übers blasse Gesicht, als hätte die Zeit für sie keine Bedeutung mehr.

Noch spät in der Nacht lief Nostradamus rastlos durch die Straßen, verteilte im Flammenlicht der Pechfackeln selbst gedrehte Pillen, versorgte Pestkranke und wusch und reinigte Wunden. Nur seine Augen wirkten unendlich müde, sein Gesicht wie erstarrt, als hätte der Schmerz ihm jegliche Regung genommen.

Marie hockte zusammengesunken auf der Steinstufe vor dem Arzthaus. Sie trug ein kurzes Leinenkleidchen, das wohl irgendwann einmal Catherine gehört haben musste. Mit leerem Blick schaute sie hoch in den klaren Nachthimmel. Das Band der Milchstraße glitzerte und glimmerte in Tausenden von winzigen Lichtpunkten. Ob das Himmelreich dort oben hinter den Kristallschalen lag? Hatte der allmächtige Gott Mama, Papa und die Geschwister dorthin ins Paradies geholt? Immer wieder tauchten Fantasiebilder in ihr auf, wie sich die lodernden Flammen der Scheiterhaufen gierig durch die toten Leiber ihrer Eltern und Geschwister fraßen. Da wehte der Nachtwind Brandgeruch von den Lavendelfeldern herüber. Marie spürte bitteres Würgen im Hals. Tränen liefen ihr übers Gesicht. In Verzweiflung krallte sie die Fingernägel tief in ihre nackten Oberschenkel. »Mama!«, schluchzte sie leise.

In diesem Moment humpelte ein ächzender Alter vorbei, der von einem jungen Weib gestützt wurde. Die zerlumpten Gewänder hingen in Fetzen von ihren Körpern. Im müden Schein der letzten Fackeln, die noch in den eisernen Halterungen glimmten, wirkten sie wie trostlose Schatten, die allmählich mit der Dunkelheit verschmolzen.

»Ihr solltet morgen unbedingt den Arzt Nostradamus aufsuchen«, hörte Marie die sanfte Stimme des Weibes.

Ein unwilliges Murren drang zu ihr herüber. »Nostradamus?«, hustete der Alte. »Wie sollte er mir helfen können, wenn er es noch nicht einmal vermochte, seiner eigenen Familie beizustehen!«

Die schlurfenden Schritte verloren sich allmählich in den verwinkelten Gassen. Marie saß wie erstarrt, als wollte sie für ewige Zeiten in sich selbst versinken. Erst spät in der Nacht räkelte sie sich, als sie die Wärme von zwei starken Armen spürte, von denen sie ins Arzthaus getragen wurde.

Kaum war die schwarze Pest eingedämmt, zogen auch schon erste Gerüchte wie dunkle Schreckenschwaden durch Agen de Provence. Sie hasteten von Mund zu Mund, erst zögerlich, dann nahmen sie immer mehr Form an, wie eine Skulptur, die aus Marmor herausgeschlagen wurde. War es tatsächlich Gottes Wille gewesen, dass dieses Pestgeschwür die Stadt in so tiefes Elend gestürzt hatte? So plötzlich, wie der schwarze Tod aufgetaucht war, war er doch auch wieder verschwunden! Und war nicht hauptsächlich der südliche Teil der Stadt betroffen gewesen, wo das Wasser aus dem Stadtbrunnen geschöpft wurde? Im nördlichen Bereich, der zum

St. André-Brunnen gehörte, waren die meisten Menschen doch verschont geblieben, ja, sie hatten sich noch nicht einmal angesteckt. Ob irgendetwas mit dem Wasser nicht gestimmt hatte?

Bauersleute mit gegerbten Gesichtern und Marktweiber, die Körbe mit flatternden Hühnern bei sich trugen, standen in Grüppchen und tuschelten. Herumziehende Handwerker und fahrende Händler nahmen das Aufgeschnappte mit, um die Neuigkeiten ins Wirtshaus zu tragen. Ein junger Prediger mit sehr blassen Lippen stellte sich auf einen fußhohen Steinsockel, der dicht an der kleinen Kapelle stand.

»Die Pest hat im Land gewütet wie ein räudiger Hund, der nach Beute schnappt!«, rief er mit donnernder Stimme den zerlumpten Bettlern, den Mägden mit ihren rotbackigen Gesichtern und den Handelsleuten entgegen. »Aber habt ihr nicht mit frommen Gedanken dem Herrn gedient? Wie sollte Schuld über euch kommen, wenn ihr reinen Herzens gewesen seid? Warum sollte das göttliche Gericht mit euch Unschuldigen hadern?«

»Was meint Ihr damit?«, brummte ein dicklicher Bauer mit einer Mistforke ungeduldig.

»Ich sage euch: Es gibt teuflische Seelen, die innerlich zerfressen sind wie faulige Früchte und erst Ruhe geben, bis auch der letzte Gläubige vernichtet ist.« Die Augen des Predigers waren durch seine tief liegende Kapuze verdeckt. Trotzdem war es den Menschen, als würde sein durchdringender Blick ihre Seelen wie spiegelnde Gewässer nach dunklen Flecken absuchen. Demütig senkten sie ihre Köpfe.

»Sagt, wer ist schuld an diesem Unglück?«, raunten ein paar zaghafte Stimmen. »Wer hat die Pest ins Land gebracht?«

»Steht es nicht schon in der Bibel: Suchet und ihr werdet finden? Geht es nicht in eure Köpfe, dass vielleicht Ungläubige durch ihre gottlosen Sünden das Land vergiftet haben? Falsche Lehren wie die der lutherischen Hugenotten verseuchen die Luft, der unbändige Geistesgestank der Juden verpestet die Gedanken! Oder sollte ihr unbändiger Hass sie dazu getrieben haben, zu einem mörderischen Werkzeug des Leibhaftigen zu werden?«

Die Marktweiber mit ihren Hühnerkörben und die fahrenden Handwerker sahen ihn gaffend an. Ein Bauer, der seine Ziege am Strick führte, kratzte sich nachdenklich an der verschorften Stirn. Für ein paar Atemzüge war es still, als bräuchte der ausgesäte Teufelssamen etwas Zeit, um fruchtbaren Boden zu finden.

Dann rief eine junge Magd erschrocken: »Der Stadtbrunnen... das Wasser!« Sie bekreuzigte sich und leckte sich verstört über die trockenen Lippen. Die anderen fielen wispernd und flüsternd ein.

»Ja, das Wasser!«

»Der Stadtbrunnen!«

»Er war vergiftet!«

Die Rufe wurden lauter, entsetzter, anklagender. Einer stemmte eine frisch geschärfte Sense hoch und schrie: »Wo ist der Schuldige?« Der Bauer drohte mit der Mistforke, die Mägde ballten ihre Fäuste. In hilfloser Wut starrten sie zu der Stelle hinüber, wo eben noch der Prediger gestanden hatte. Aber der war spurlos verschwunden. Nur kurze Zeit später wurde eine gesunde Jungziege mit dem Wasser aus dem Stadtbrunnen getränkt und in einen Stall außerhalb der Stadt Tore gepfercht. Schon bald zeigte sie erste Anzeichen einer Krankheit, bis sie schließlich verendete.

Nostradamus verbrachte die knappe Zeit, die ihm blieb, im Labor, mischte Tinkturen, wandelte Rezepte ab und suchte nach neuen Wirkstoffen. Die Luft war getränkt vom Duft schwerer Öle und schwelender Substanzen. Oft saß er nachts bis zum Morgengrauen über alten Schriften und Folianten, lief wie besessen hin und her, bis er vor Erschöpfung einschlief. Marie hatte das windschiefe Haus ihrer Eltern nicht mehr betreten. Sie fürchtete sich vor der Vertrautheit, die ihr sicherlich wie ein Dolch in den Leib fahren und alte Wunden aufreißen würde. Auch die kleine Kammer von Suzanne und René blieb ungenutzt. Sie schlief auf dem grünen Wohnzimmersofa, das Weidenkörbchen stand unberührt unter dem Fenster mit der Bleiverglasung. Nostradamus gab Marie knappe Anweisungen, was sie zu tun hatte.

»Ich brauche noch mehr Rosenblätter«, sagte er diesmal. Sein Atem klang gehetzt. Die Augenlider zuckten, seine Gesichtshaut war wie ausgedörrt. »Bring alles, was du finden kannst. Sie müssen aber kurz vor Sonnenaufgang im Morgentau gepflückt sein!«

»Rosenblätter...?«, fragte Marie zögerlich und rieb sich über die fröstelnden Arme. Sie spürte, wie ihr Magen krampfte. Eine säuerlich bittere Flüssigkeit stieß ihr auf, hatte sie doch seit Tagen kaum etwas gegessen.

Nostradamus schloss kurz die Augenlider. »Ja, es liegt eine geheime Fähigkeit im Saft der Blätter. Verbunden mit anderen Substanzen können sie ungewöhnliche Kräfte entfalten. Wer weiß, ob ich im Kampf gegen den schwarzen Tod nicht einen gewichtigen Schritt weitergekommen bin...«

Schon früh am nächsten Morgen lag eine ungewöhnlich stickige Hitze in den Straßen. Es würde nicht mehr lange dauern, bis der Herbstregen niederprasseln würde, um die ausgetrockneten Felder in ein Blütenmeer zu verwandeln. Kaum tastete sich ein erster, rot glühender Hauch der aufgehenden Sonne über das Firmament, da streckte sich Marie am

steinernen Torbogen schon nach den Kletterrosen. Die Gassen lagen noch still. Da! Plötzlich ein Knacken. Verängstigt drehte Marie sich um, ob nicht vielleicht der Geist der alten Madame Moulin aus der Haustür herausschlurfte, um das Kopfsteinpflaster zu kehren. Aber es war nur ein Straßenkötter, der an den Hauswänden vorbeistreunte. Vorsichtig zupfte sie die samtigen Blüten von den Fruchtknoten und ließ sie in einen hohen Weidenkorb segeln. Ein betäubender Duft hüllte sie ein, als wollte er eine vergessene Sehnsucht aufwecken. Und tatsächlich sah sie ein Bild, das lange Zeit wie hinter einem Vorhang verborgen gewesen war: Da stand Manuel, der lächelnd seine Arme nach ihr ausstreckte. Seine Haare waren struppig zerzaust, seine Augen blinzelten ihr verschmitzt zu.

In diesem Moment stapfte ein Bauer mit seiner Ziege vorbei und ließ das Bild erlöschen. Neben ihm spazierte ein alter Seefahrer, der sich in Agen niedergelassen hatte. Sein runzeliges Ledergesicht war ausgetrocknet wie die Haut einer alten Rosine. Mit seinen schwarzen Augen schaute er kurz zu Marie herüber. Sie erinnerten sie an den undurchdringlichen Blick jenes Äffchens, das vor längerer Zeit ein fahrender Gaukler auf dem Marktplatz hatte tanzen lassen.

»Es waren die Lutheraner, die nichts als Unruhe stiften wollen!«, hörte sie den Bauern wettern, während er seine meckernde Ziege hinter sich herzog.

»Und die Juden! Die Juden haben schon oft Unheil über das Land gebracht«, antwortete der Seefahrer mit seiner dünnen Stimme. Sie klang eintönig und zerschnitt die Stille, als würde jemand ein altes Lied auf der Fiedel kratzen.

»Die Juden und die Lutheraner«, hörte sie noch aus der Ferne die dumpfbackige Stimme des Bauern, die allmählich vom kläglichen Meckern der Ziege übertönt wurde.

Marie taumelte. Beißende Übelkeit stieg in ihr hoch. Es war, als würde plötzlich der Boden unter ihren Füßen wegsacken. Sie atmete tief durch und rupfte noch die letzten Blüten von den Rosenranken. Dann lief sie erschöpft mit dem Weidenkorb zurück ins Arzthaus. Nostradamus hatte gerade aus Getreide einen Brei bereitet und mit Honig gesüßt.

»Komm, iss!«, sagte er mit gleichtönender Stimme und schob ihr eine gefüllte Schale zu. »Wir beide brauchen Kraft. Wer weiß, was das Schicksal noch für uns bestimmt hat!«

Marie nahm das Schüsselchen und schnupperte lustlos. Widerwillig schob sie einen Holzlöffel von dem Brei in den Mund.

Im gleichen Moment hörten sie aufgebrachte Stimmen auf der Rue St. Georges. Jemand schrie: »Es waren die Juden, die Unheil über das Land gebracht haben!«

»Brunnenvergifter!«, hallte es hoch in den ersten Stock. »Juden raus!«

»Juden raus! Juden raus!«, geiferte ein Pulk von Menschen, die sich vor dem Arztthaus zusammengerottet hatten.

Dann flog ein Stein. Das bleiverglaste Fenster zersplitterte. Scherbenstücke fielen schillernd zu Boden. Dann war es wieder still. Die Morgensonne fiel auf das Weidenkörbchen von René, in dem immer noch ein paar vertrocknete Rosenblätter lagen. Im gleichen Moment klopfte es an der Wohnzimmertür. Es war ein junger Bursche, der Nostradamus hastig ein versiegeltes Dokument in die Hand drückte und gleich wieder verschwand. »Von Catherines Eltern?«, sagte Nostradamus überrascht, als er das Siegel mit dem Löwenkopf erkannte. Das Pergament knisterte leise, als er es auseinander faltete.

»Sie verlangen die Mitgift zurück!«, stieß er fassungslos hervor und fing derart an zu lachen, dass ihm Tränen übers Gesicht liefen. Heiser und gespenstisch platzte es aus ihm heraus. »Die Mitgift für Catherine! Ihre Eltern wollen die Mitgift zurück!« Schluchzend rannte er in sein Arbeitszimmer und warf mit aller Kraft die schwere Holztür hinter sich zu.

Marie hörte immer noch wie in einem unendlichen Echo Stimmen von der Straße heraufhallen. »Juden raus!«

Wieso glaubten die da unten eigentlich, dass Nostradamus aus einer jüdischen Familie stammte? Es wusste doch keiner davon. Oder doch? Plötzlich machte sich eine Ahnung in ihr breit, die wie ein schwelendes Feuer aufloderte. Manuel? Hatte er etwa weitererzählt, was sie in Montségur ausgeplaudert hatte? Aber warum? Marie fühlte sich plötzlich von einer gleißenden Welle erfasst, als die Erinnerung unverhofft Bildfetzen in ihr aufblitzen ließ, um sie zu einem Ganzen zu ordnen. Sie sah zwei junge Kuttenträger, die in flirrender Hitze auf Agen zukamen. Sie hatten ungewöhnlich bleiche Lippen... Jetzt war sie in dem Unterschlupf in Montségur, eine Priesterkutte hatte ihr als wärmender Umhang gedient... Im flirrenden Gegenlicht stand Manuel, seine Lippen waren bleich, so bleich, als hätte ihn eine schwere Krankheit befallen...

Manuels Ledertasche! Marie spürte, wie das Blut in ihrem Körper hemmungslos anfang zu pulsieren und mit einem Mal hochpeitschte, als wollte es sie zerreißen. Die Ledertasche hatte sie ja ganz vergessen! Sie lauschte, und als selbst nicht der leiseste Atemzug zu hören war, bückte sie sich blitzschnell und zerrte die Tasche unter dem breiten Samtsofa hervor. Es war mit einem goldenen Schloss versperrt. Marie stürzte los und holte ein Gerät, das Nostradamus benutzte, um Metalle zu schneiden. Mühelos war das kleine Schloss aufgebrochen. Maries Finger zitterten, als sie die ledernen Tragebügel auseinander drückte. In der Tasche lag zusammengefaltet die Kutte, darunter ein silbriger Rosenkranz mit

schwarzen Holzperlen und schließlich zwei Glasröhrchen, die verkorkt waren. In ihnen schimmerte eine schaumig rötliche Substanz auf.

Was war das für eine Flüssigkeit? Blitzschnell jagten ihr weitere Gedanken durch den Kopf. Wozu brauchte Manuel Priesterkutte und den Rosenkranz? Und hatte er sie nur nach Montségur mitgenommen, um sie auszuhorchen? Marie presste in hilfloser Wut die Lippen aufeinander. Sie musste sich Nostradamus anvertrauen!

Aber jedes Mal, wenn Marie vorsichtig das Gespräch mit ihm suchte, führte er sich auf, als wäre er von dunklen Mächten besessen. Er tobte und verdamnte Agen mit seinen Kleingeistern, während Anwälte und Notare ihm die Türe einrannten. Tatsächlich hatten Catherines Eltern einen Prozess gegen ihn angestrengt, um auch das Haus, das zur Erbschaft gehörte, wieder einzuklagen. Sie ließen Möbel und Gerätschaften abholen und gaben ihm nur eine knappe Frist, um das Wohnhaus ganz zu verlassen.

»Sieh sie dir an!«, fluchte er eines Morgens, als er ans Fenster wankte. Er hatte wieder getrunken. Der leere Weinkrug lag auf den Bretterdielen des ausgeräumten Wohnzimmers. Nur das grüne Sofa war ihnen in diesem Raum geblieben. Viereckige, helle Flecken, auf denen vorher die Ölgemälde gehangen hatten, wirkten wie trostlose Überbleibsel einer vergangenen Zeit.

Sein unrasiertes Gesicht war verhärtet, sein Blick voller Hass auf die Rue St. Georges gerichtet. Dort standen dralle Marktweiber bei fahrenden Händlern, die Käfige mit zwitschernden Vögeln bei sich trugen, und tuschelten miteinander, während sie aus den Augenwinkeln immer wieder zu ihm hochschauten.

»Wie sie mit ihren dummen Mäulern alles nachplappern!«, lallte er mit rauher Stimme. »Ich hasse das dumpfe Volk, das alles nachquakt, was ihm irgendein Schwachkopf ins Hirn pustet!«

Er knallte das Fenster zu, sodass sich letzte Glassplitter aus der Bleiverglasung lösten und im Sonnenlicht wie taumelnde Feuerzungen zu Boden fielen.

Plötzlich entspannte sich sein Gesicht, als hätte ihn eine unsichtbare Hand berührt. Fast verwundert schaute er sich um, dann sank er nachdenklich in sich zusammen.

»Ich muss es schaffen«, raunte er mit brüchiger Stimme, während sein Atem schneller ging.

»Was müsst Ihr schaffen?«, fragte Marie vorsichtig.

»Mein Horoskop! Wenn ich nicht schaffe, es zu bändigen, werde ich mich selbst zerstören!« Nostradamus atmete schwer, gerade so, als müsste er einen harten Kampf ausfechten. »Es ist ein kraftvolles Horoskop! Ich darf mich von ihm nicht zu Boden schmettern lassen.«

»Was meint Ihr damit?« Marie ging neugierig ein paar Schritte auf ihn zu. Fahrig zupfte sie an einer widerspenstigen Locke, die sich aus dem fest geflochtenen Zopf gelöst hatte.

Nostradamus schloss die Augen. Mit eindringlicher Stimme begann er zu reden, als wollte er sich selbst beschwören. »Ich wurde am 14. Dezember 1503 geboren, genau in dem Augenblick, als sich drei höherrangige Planeten, Mars, Jupiter und Saturn, über den beiden Fixsternen Castor und Pollux befanden. Außerdem standen diese Planeten in Opposition zur Sonne!«

»Was heißt Opposition?«, fragte Marie leise.

Nostradamus fuhr sich mit dem Handrücken über die verschwitzte Stirn. »Auf dem Diagramm stehen sich die Planeten genau gegenüber und das heißt, sie stehen in einem tiefen Konflikt zueinander. Wenn ich es nicht schaffe, eine ganz besondere Disziplin zu entwickeln, um diese wertvollen, schöpferischen Energien zu beherrschen, dann werden sie sich gegen mich richten und ich werde mich selbst zerstören.«

Jetzt fuhr er sich durch das wirre Haar und riss seine Augen auf. Sie flackerten vor Ungeduld. Entschlossen sprang er auf. »Ich muss es mir immer wieder vor Augen halten, immer wieder!« Er rannte los und suchte ein Stück Pergament, auf das er einen Kreis zeichnete. Darin bildete er die Planeten ab, so wie es in seinem Horoskop bestimmt war. »Es darf nicht mehr sein, dass ich mich selbst tödlich verachte, dass Vorwürfe und Verzweiflung mich wegreißen und ich in meinem eigenen inneren Sumpf zu ersticken drohe. Mir wurden Fähigkeiten gegeben und ich habe die verdammte Pflicht, sie zu nutzen! Ich muss planvoll vorgehen! Ich muss Systeme entwickeln, um mit Gottes Hilfe auf dem Weg der Erkenntnis weiter vorwärts zu schreiten!«

Er schnitt das Pergament aus und stanzte die Abbildungen der Vorlage auf eine dünne Kupferschicht. »Dieser Talisman, mein persönliches Siegel, soll mich immer an meine Schwächen erinnern. Aber auch an meine großartigen Möglichkeiten! Und an die Disziplin, die ich aufwenden muss, um meiner selbst gerecht zu werden!«

Dann schnitt er das kreisrunde Kupfergebilde mit einer gehärteten Schere aus und bohrte ein Loch hinein, durch das er ein Lederband zog. Wie ein kostbares Amulett band er es sich um den Hals.

An diesem Abend lagen Zirren wie Flusenschleier vor dem Firmament, das hinter den kristallinen Schalen in der Unendlichkeit zu versinken schien. Die Sonne schwamm am Horizont hinter einer Nebelwand, die rot aufglühte. Eine sanfte Windböe wehte von den Wiesen den Geruch wilden Thymians und Rosmarins in die Straßen und vermischte sich mit dem Duft frisch gebackenen Brotes, das aus dem Backhaus strömte. Die

Kopfsteinpflaster waren sauber gekehrt, der Unrat vor den Stadttoren von Agen vergraben. Selbst die Ratten hatten sich zurück in ihre Schlupflöcher verzogen.

Marie lief ziellos durch die winkligen Gassen der Stadt und suchte Häuserwände und verborgene Hinterhöfe nach Rosenstöcken ab, die sie in der Morgendämmerung abpflücken wollte. Sie wirkte ausgezehrt, als hätte der Allmächtige immer noch kein Erbarmen mit ihr gehabt. Plötzlich stand sie vor dem steinernen Stadtbrunnen, der mit schweren Holzbohlen abgedeckt war. Zwei Straßenjungen hockten auf den Planken und wickelten Regenwürmer um einen Stock, mit denen sie später in der Garonne Fische angeln wollten.

»Hast du gehört?«, kicherte der eine. »Der Inquisitor ist auf der Reise durch die Provence. Ein heißer Hund, sag ich dir. Der heizt den Ungläubigen kräftig ein, bis sie endlich gestehen.«

»Ich weiß«, grinste der andere. »Seine Lieblingsfolter soll sein, dass er die Füße der Verdächtigen in Öl sieden lässt!«

Der Erste schlug sich vor Lachen auf die Schenkel. »Und Quetschen ist beliebt.«

»Quetschen? Wie meinst du das?«

»Ist doch ganz einfach. Das geht so!« Der eine nahm einen Wurm und quetschte seinen Leib, bis das bräunliche Innere herausplatzte. »Aber bei den Menschen machen sie das so, dass sie nicht gleich sterben.«

Die beiden grölten vor Lachen, während Marie sich angeekelt wendete. Zaghafte schaute sie zu der kleinen Seitengasse hinüber, in der das windschiefe Haus ihrer Eltern stand. Ihr Herz fing an zu rasen, irgendetwas schien ihren Brustkorb mit einer Eisenhand zusammenzudrücken. Wie besessen rannte sie davon. Spitze Steinchen drückten sich in ihre nackten Fußsohlen. Tränen liefen ihr übers Gesicht. Noch hatte sie nicht die Kraft, sich der Vergangenheit zu stellen. Atemlos blieb sie vor der kleinen Kapelle stehen, deren Portale vom Regen ausgewaschen und wie pockennarbige Mahnmale einer vergangenen Zeit übrig geblieben waren. Neben dem Eingang stand auf einem Quader eine steinerne Tierfratze, die Marie mit toten Augen anstarrte. Ihre Zunge hing wie ein massiger Steinfladen aus dem Maul heraus, während der gedrungene Hals so verzerrt aus dem Sockel herausragte, als wollte sie im nächsten Moment rausspringen und davonjagen.

Plötzlich glaubte Marie eine seltsame Schwingung zu fühlen, die sich wie eine dunkle Vorahnung über die Kapelle legte. Verunsichert schaute sie sich um. Ein paar alte Grabsteine starrten düster in die Abenddämmerung, verrostete Kreuze, die zur Seite gekippt waren, streckten ihre zerbrochenen Verzierungen wie Hilfeschreie dem Himmel entgegen.

Wie von einer unsichtbaren Kraft angezogen, öffnete Marie die schwere Eichentür und zog sie auf. Fröstelnde Kälte schlug ihr entgegen. Von dem kleinen Hausaltar strahlte ihr die Statue der goldblonden Madonna mit den eingelegten Lapislazuli-Augen entgegen. In den goldenen Litzen und Verzierungen ihres Gewandes schimmerte das Licht einer dicken, gelblichen Wachskerze, die vor ihr aufgestellt war. Der Kerzenschein zeichnete einen hellen Kreis auf die zerbrochenen Steinfliesen, der zitternd hin und her wankte. Irgendwoher wehte ein Luftzug. Es roch nach verbranntem Weihrauch. Neben der Madonna versperrte ein Eisengitter mit lanzenartigen Spitzen den Weg. Da hörte sie etwas über den Boden schleifen, der Gang leichter Schritte hallte durch die Kapelle. Marie wirbelte herum und atmete erleichtert auf. Es war nur Pater Bruno in seiner langen Kutte. In seinen Armen hielt er ein paar geschnitzte und bunt bemalte Miniaturen von Marienstatuen.

»Sind sie nicht wunderschön?«, flüsterte Pater Bruno mit andächtiger Stimme und hielt Marie mit ungewöhnlich sanften Fingern eine der Statuetten entgegen: das fein gearbeitete Gesichtchen hatte einen zarten Schmollmund, die kindlichen Hände waren andächtig über dem himmelblauen Sternengewand gefaltet. Das zarte Seidenhaar stammte wohl von einem Kinderkopf.

Marie nickte verlegen. »Ihr habt sie selbst gefertigt?«

Pater Bruno nickte entzückt. »Ja, die ersten Modelle. Ich will sie dann in Zinn gießen und an Gläubige verkaufen. Der Erlös soll dem Kloster zugute kommen. Hier, dir will ich eine schenken. Und grüß Monsieur Notredame von mir.«

Marie nahm die starre, kleine Mariengestalt entgegen. Sie knickte und lief über die Steinfliesen auf die Kapellentür zu. Die eisige Kälte, die aus ihnen emporkroch, jagte ihr kalte Schauer über den Körper. Bevor sie die schwere Eichentür wieder hinter sich schloss, schaute sie noch einmal zu dem Eisengitter mit den lanzenartigen Spitzen hinüber. Von dort führte eine alte Treppe in eine unterirdische Gruft. Ob sich dort wirklich Katharer versteckt hielten, wie Madame Moulin es einmal behauptet hatte? Nachdenklich schlenderte sie in den verwilderten Garten, der hinter der Kapelle lag und von der späten Abenddämmerung in zartes Licht getaucht wurde. Dort stand in voller Blüte ein weit ausladender Rosenstrauch. Eine irrsinnige Süße lag in der Luft. Fledermäuse jagten lautlos wie fliehende Nachtschatten am Gemäuer der alten Kapelle vorbei.

Plötzlich legte sich eine Hand auf Maries Schulter. Erschrocken drehte sie sich um. Vor ihr stand Manuel. Sie taumelte zurück. Ihr Körper zitterte, der Puls schnellte hoch.

»Marie, was ist mit dir?« Manuel umfasste sacht ihre Schultern, aber sie riss sich los, als hätte ein Leprakranker die fauligen Hände nach ihr ausgestreckt. »Es ging nicht eher! Ich bin doch heute erst aus Bordeaux zurückgekommen.«

»Ach ja?« Marie räusperte sich und warf spöttisch den Kopf in den Nacken. »Wohl um deine Ledertasche abzuholen!«

»Du hast sie geöffnet...« Manuels bleiche Lippen zuckten. Die Augenlider hatte er halb geschlossen. Er sah aus wie ein Raubtier, das seiner Beute auflauert.

»Ja, ja, ja!«, schrie Marie ihn an. »Was hast du damit zu schaffen? Hast du dieses Teufelszeug in den Stadtbrunnen geschüttet und alles verseucht? Warum? Warum hast du das getan?« Sie war außer sich vor blindem Entsetzen und trommelte mit den Fäusten gegen seine Brust, bis er mit hartem Griff ihre Handgelenke umfasste.

»Ich habe damit nichts zu tun!«, zischte er ihr ins Ohr und schüttelte sie. »Hörst du? Es war nicht mein Werk! Ich schwöre es dir!«

»Und warum hast du mich nach Montségur geschleppt? Nur, um das dumme kleine Ding auszuhorchen?« Marie schleuderte ihm hasserfüllt ihre ganze Wut entgegen.

»So war es nicht!«, raunte er in verschwörerischem Ton. »Ja, ich habe von dieser grauenhaften Tat gehört. Jemand hatte sehr viele Goldstücke dafür geboten. Du weißt, dass die Inquisition vor nichts zurückschreckt, um Unliebsame zu vernichten. Aber ich habe damit nichts zu tun!«

»Ich glaube dir kein Wort!« Marie riss sich abrupt aus der Umklammerung los. Sie spürte seinen heißen Atem, als sie ihm mit ungewohnt scharfer Stimme entgegnete: »Was versteckst du dann das Todeselixier in der Ledertasche und bittest ausgerechnet mich, sie für dich aufzubewahren? Ich hasse dich, Manuel Boisset! Verschwinde und tritt mir nie wieder unter die Augen!«

Marie wandte sich mit nie gekanntem Stolz ab. Sie spürte eine plötzliche Klarheit in ihren Gedanken, die wie eine neue Herausforderung in ihr Leben getreten war, so, als hätte sich eine versiegelte Tür geöffnet, die sie in unbekannte Welten führte. Mit hoch erhobenem Kopf ging sie davon. Die Marienstatuette in ihrer Hand schimmerte im Lichtschein der Pechfackeln wie ein Stückchen Hoffnung, das der Himmel ihr geschenkt hatte.

»Ein Stückchen Hoffnung?«, entfuhr es Nostradamus, als er die Statuette zu Gesicht bekam. Er packte sie wie einen Dreschflegel und rannte auf die Tür zu. »Ich werde sofort Pater Bruno aufsuchen, um ihm meine Antwort ins Gesicht zu schleudern. Das ist Teufelswerk! Heißt es nicht in der Bibel: Ihr sollt euch kein Bildnis machen?« Noch einmal drehte er sich kurz um.

»Ich werde wohl bald die Stadt verlassen. Nimm die Papiere, die Bücher, alles, was auf dem Tisch im Arbeitszimmer liegt, und verstau es in den Koffern.«

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer. Wie erstarrt lauschte Marie seinen Schritten, die bald in der Rue St. Georges verhallten. Die Stadt verlassen?, dachte sie. Ob er sie mitnehmen würde, wenn sie ihm gute Dienste leistete?

Sie rannte durchs Schlafzimmer in eine Kammer. Von dort kletterte sie über eine Leiter hoch auf den Speicher, wo er sein Arbeitszimmer eingerichtet hatte. Im Kerzenlicht einer Bronzelampe packte sie alte Bücher, Schriften und Folianten in den breiten Lederkoffer. Vorsichtig nahm sie die vergilbte Schrift von al-Ghasali, einem arabischen Mystiker des elften Jahrhunderts, in die Hand. Der schweinslederne Einband war nicht fest genug um das Buch geschlungen. Sie versuchte die Umschlagseite zurück in den Ledereinband zu schieben, da rutschte eine alte Pergamentschrift heraus. Überrascht schaute sie auf die seltsam gewobenen Buchstaben und Zeichen. Es war der Stammbaum von Nostradamus. Mit dem Finger fuhr sie über die Namen der Vorfahren, die dort in kunstvoller Schrift aufgezeichnet waren, Isaias, Jeremias, Malachias aus dem jüdischen Stamm Isaschar. Marie spürte, wie ein Frösteln über ihren Körper wischte, als hätte sie ein riesiger Flügel gestreift. Sollte er wirklich aus dem Stamme dieser alttestamentarischen Propheten hervorgegangen sein? Gab es wirklich von denen dort eine direkte Blutlinie zu Nostradamus? Sie wusste, dass eine Reihe seiner Vorfahren berühmte Ärzte und Mathematiker waren, die sich in erster Linie der Berechnung der Gestirnkonstellationen widmeten, wie Michels Großvater, der diese Kunst dem jungen Enkel beigebracht hatte. Und schließlich verkehrte seine Familie mit gebildeten Arabern, die viel über Zahlenmystik, Amulettzauber und Pflanzenheilkräfte wussten. Aber durch diesen Stammbaum wäre ja Nostradamus auch noch als Prophet erblich belastet...

Ehrfurchtsvoll schob sie das Pergament zurück in den Einband und beeilte sich, die Werke von Paracelsus und Pythagoras, Hildegard von Bingen und das über die ägyptischen Hieroglyphen im Lederkoffer zu verstauen. Da fiel ihr Blick auf ein auseinander gefaltetes Pergament, das achtlos auf dem Holzregal abgelegt war. Es stammte vom Bischof von Agen, Jean von Lothringen, der zurzeit das Schloss St. Germain-en-Laye besuchte. Der Brief war in einer steil geschwungenen Schrift verfasst, beim Öffnen des Siegels waren die Adlerschwinge des lothringischen Wappens in glänzende Lackstückchen zerbrochen. »... auf Befehl Seiner Allerchristlichen Majestät, König François, ist Louis de Rochette, Inquisitor für die Provinz Languedoc, in Toulouse angekommen, um der Ketzer, die

im Lande Seiner Majestät teuflischen Umtrieben folgen, habhaft zu werden und sie mit aller von Gott gegebenen Macht auszurotten. Vielleicht solltet Ihr Euch auf eine kleine Reise begeben...«

Marie schüttelte energisch ihr bronzefarbenes Haar. Die schimmernden Locken fielen weich über ihre zierlichen Schultern. Für ein paar Atemzüge hielt sie inne, dann packte sie entschlossen die restlichen Schriften und Bücher ein.

Der Sichelmond stand schon hoch am Firmament, als Nostradamus zurückkehrte. Seine Schritte hallten über die Pflastersteine, das Echo wurde dumpf durch die Stille der Gassen zurückgeworfen. Als er die Haustür aufdrückte, hörte Marie plötzlich die aufgeregte Stimme eines jungen Weibes, die beschwörend auf ihn einredete. Auf Zehenspitzen huschte sie zur Tür, die nur angelehnt war. Unten im Flur stand Nostradamus mit einer Laterne in der Hand. Der bleiche Lichtschein wischte über das Gesicht von Andiette de Roques Lobejac, dem jungen Weib des Monsieur Scaliger. Sie war in einen schweren Kapuzenmantel gehüllt, ihre schmalen Hände rieb sie fröstelnd aneinander.

»Ihr müsst sofort Agen verlassen«, flüsterte sie gehetzt. »Ich habe gehört, dass beim Inquisitor Louis de Rochette gegen Euch ausgesagt wurde. Ihr werdet der Ketzerei bezichtigt! Schon morgen sollt Ihr vor das Tribunal nach Toulouse zitiert werden.«

Nostradamus beugte sich vertraulich zu ihr hinunter. Sein Schatten wölbte sich auf dem groben Verputz noch weiter auf, als wollte er geheime Mitwisser verscheuchen. »Und wer ist dieser Jemand, dass Ihr es wagt, heimlich des Nachts den Weg zu mir zu suchen?«

Andiette schaute verschämt zu Boden. Mit ihrem Fingernagel kratzte sie winzige Schlammgespritzer von ihrem Mantel. »Das tut nichts zur Sache. Ich bitte Euch nur von ganzem Herzen, traut meinen Worten.«

»Aber ich bin doch schon einmal der Anklage freigesprochen worden.« Nostradamus hielt die Laterne höher. »Außerdem habe ich im Bischof Jean von Lothringen einen Fürsprecher.«

»Der Bischof kann Euch nicht helfen! Das Tribunal fällt leider nicht unter seinen Machtbereich.« Andiette sah ihn flehend an. Der aufflackernde Lichtschein der Laterne fuhr über ihr blasses Gesicht. »Ich bitte Euch, geht! Ihr habt mir so oft in meiner Krankheit beigestanden und ich könnte es einfach nicht ertragen, wenn er gerade Euch zerstört.«

»Ihr meint, er... hätte keinerlei Skrupel?« Er räusperte sich, als wäre jede Nennung eines Namens überflüssig.

»Skrupel?« Andiette lachte spöttisch. »Wenn es um seine Macht und sein Ansehen geht, ist ihm nichts heilig. Ihr wärt nicht der Erste, den er zu Fall gebracht hat.«

Von draußen näherte sich lautlos eine dunkel gekleidete Gestalt und drückte vorsichtig die Tür auf. »Madame«, flüsterte eine Dienstmagd. »Es ist Zeit. Sonst schaffen wir es nicht, vor ihm zurück zu sein.«

»Ja, ich komme sofort«, antwortete Andiette hastig, wickelte sich noch enger in den Kapuzenmantel und raunte Nostradamus noch zu. »Und dann das junge Mädchen, die Marie...«

Ihre letzten Worte versanken in der Stille.

In dieser Nacht wälzte sich Marie schlaflos auf dem Samtsofa hin und her. Die dünne Decke aus Schafswolle kratzte auf ihrer Haut, als hätte sie das Nesselfieber befallen. Trotz brennender Müdigkeit ließen ihre aufgepeitschten Gedanken sie nicht zur Ruhe kommen. Immer wieder hörte sie seine drängenden Schritte, wie dumpfe Schläge hallten sie durch die Nacht. Dann wurde der Holztisch zur Seite gerückt, der letzte Stuhl, der ihm noch verblieben war, fiel polternd zu Boden und Nostradamus versank wieder in aufwühlende Selbstgespräche. War er wieder in diesen seltsamen Gürtel eingetaucht, der über die Erde gespannt war und in dem sämtliche Ereignisse aufgezeichnet waren? In dem die Zeit aufgehoben war und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich übereinander schoben, als wären sie in Wirklichkeit miteinander verschmolzen?

Endlich sank sie in leichten Dämmer Schlaf, als würde sie die Grenze zur Traumwelt überschreiten. Aber da wurde sie an der Schulter wieder wachgerüttelt.

»Es ist Zeit!«, raunte die Stimme von Nostradamus. »Wir müssen uns bald auf den Weg machen.«

»Ihr nehmt mich mit?« Marie war sofort hellwach.

»Ja, aber nur ein paar Tagesreisen weit.« Nostradamus rieb sich die verquollenen Augen. »Ich werde dich bei Verwandten abliefern. Sie wohnen in St. Rémy, meiner Heimatstadt. Ich bin sicher, sie werden gut für dich sorgen. Außerdem gibt es dort noch ein Kloster, die Mönche sind äußerst zuvorkommend. Wir werden noch an diesem Abend aufbrechen!«

Marie sprang auf und holte im Krug frisches Wasser, um sich zu waschen. Schon heute Nacht würden sie auf Wanderschaft sein!, überlegte sie, während sie duftende Lavendelseife durch ihre Hände gleiten ließ und sich mit dem Schaum den nackten Körper abwusch. Ob sie nicht doch ein letztes Mal ihr Elternhaus aufsuchen sollte? Nostradamus sprach doch immer davon, dass erst etwas abgeschlossen sein müsste, damit sich neue Dinge auf tun konnten...

Als sie das dünne Leinenkleidchen über den Körper zog, hatte sie sich vorgenommen, sich nicht in St. Rémy bei irgendwelchen Verwandten absetzen zu lassen, sondern mit dem großen Arzt weiterzuziehen. Und nichts in der Welt würde sie davon abhalten können!

Die Sonne stand schon hoch am Firmament, als ein braun gebrannter Kurier durch die Rue St. Georges geradewegs auf das Arzthaus zugeritten kam. Mit einer spröden Haltung, die auf abgestumpfte Unnachgiebigkeit schließen ließ, saß er im Ledersattel. Seine helle Uniform war mit silbernen Litzen abgesetzt, die Füße steckten in blank polierten Stiefeln. Sofort liefen Mägde und Handelsleute neugierig zusammen. Er tätschelte die Mähne seines Pferdes, die mit Zöpfen durchflochten war. Das braune Fell der jungen Stute war so sauber gestriegelt, dass es glänzte wie kostbarer Samt. Mit einer eleganten Bewegung stieg er aus dem Sattel und winkte einen schlaksigen Burschen herbei. Er warf im hohen Bogen eine Münze auf das staubige Pflaster, die der Bursche gierig aufgrabschte und mit der er dann davonrannte. Schon bald schleppte er einen Eimer Wasser herbei, um das Pferd zu tränken. Der Kurier wartete wie ein hölzernes Standbild, bis die Stute versorgt war. Dann stakste er in das Haus des Arztes und überbrachte Nostradamus die strikte Aufforderung, sich spätestens in zwei Wochen vor dem Tribunal von Toulouse einzufinden.

»Aber versucht nicht, Euch durch Flucht der Anklage zu entziehen!« Die Mundwinkel des Kuriers waren herablassend nach unten gezogen. »Die Inquisition wird Euch schon auftreiben – und wenn Ihr Euch in den hintersten Winkel der Hölle verkriecht. Ihr wisst, sie hat die Ohren überall!« Dann brach er in meckerndes Gelächter aus, während er mit derben Schritten wieder die Holzterasse hinunterstapfte.

Marie war inzwischen die Rue St. Georges hinuntergelaufen und vor dem Stadtbrunnen stehen geblieben, der inzwischen trocken gelegt worden war. Die Blätter des Feigenbaums hatten sich erholt, neue Triebe wuchsen aus den Zweigen. Marie presste unnachgiebig die Lippen zusammen und spannte die Armmuskulatur an. Die aufbauenden Säfte und Mixturen des Nostradamus hatten wirklich Wunder gewirkt. Längst war sie nicht mehr so schlaksig wie früher. Auch ihre Hüften waren etwas rundlicher geworden. Sie atmete noch einmal tief durch, dann bog sie in die kleine Gasse ein, die zu ihrem Haus führte. Es roch wie früher nach zerkochtem Kohl und Urin. Zerlumpte Kinder liefen kreischend hintereinander her. Als sie näher auf das windschiefe Häuschen zuing, stand dort ein gedrungenes Mannsbild am Fenster und brachte neue Läden an. Er hatte zotteliges Haar, das ihm bis auf die Schultern fiel.

»Was habt Ihr hier zu suchen?«, rief Marie fassungslos und rannte wutentbrannt auf ihn zu. »Das ist mein Haus!«

Er zog spöttisch die Augenbrauen hoch und grinste feist. Eine schneeweiße Narbe zog sich von seiner Stirn über die hohen Wangenknochen bis zum Kinn hinab. »Sieh mal an, wer will denn da was von mir?«

Ein dickliches Weib lehnte plötzlich im Türrahmen und verschränkte herausfordernd die schwammigen Arme über der Brust. »Verschwinde, du Bettelgöre!«, keifte sie. Ein kleines, mopsiges Kind tapste aus dem Hausflur und klammerte sich mit schmutzigen Händen an ihr Kleid. »Mit Gesindel haben wir nichts zu schaffen!«

Marie schluckte. Trug sie nicht die ausgebleichte Schürze von Mama? Und die Schnürschuhe! Die hatte Papa doch aus dem Rinderleder gefertigt, das er auf dem Viehmarkt für ein paar Sous erstanden hatte!

»Aber das ist mein Haus!«, fuhr Marie sie an. »Meine Eltern haben hier gewohnt!«

»So? Sieh mal einer an!« Der Gedrungene verzog die dünnen Lippen zu einem höhnischen Grinsen. Faulige Zahnstummel schimmerten braun zwischen seinen Lippen hervor. »Deine Eltern? Und wo sind sie jetzt?«

»Verschwinde! Zum letzten Mal!«, kreischte das Weib. »César?« Auf ihr Rufen hin war ein dumpfes Knurren zu hören. Ein braunscheckiger Straßenköter mit speckigem Körper stand in der Tür. Spucke tropfte von seinen schwarz schimmernden Lefzen. Seine feuchte Nase schien Witterung aufgenommen zu haben. »Na, was ist? Oder soll ich den Hund auf dich hetzen?«

Marie schloss die Augen. Sie glaubte eine unsichtbare Hand zu spüren, die ihr erbarmungslos die Kehle zudrückte. Warum ließ Gott das zu?, dachte sie. Wo war die Gerechtigkeit des Himmels? Sollte ihr nicht die kleinste Erinnerung an ihre Liebsten bleiben?

»Verschwinde!« Das Mannsbild fasste nach einem Knüppel und humpelte auf sie zu, während der kurzhaarige Köter lauernd neben ihm hertänzelte.

»Ich werde gehen!«, rief Marie mit ungeahnter Selbstsicherheit. Das Haar fiel ihr wirr über die Schultern. Breitbeinig stand sie da und streckte ihnen drohend den Zeigefinger entgegen. »Aber ich beschwöre die Seelen meiner toten Ahnen, die noch nicht den Weg durch den lichten Tunnel ins Paradies gefunden haben! Ich beschwöre sie, dass sie Euch keine Nacht Ruhe finden lassen, dass sie Euch bis in Eure finstersten Träume verfolgen und am Tage...«

Im gleichen Moment krachte der Fensterladen zu Boden, den der Humpelnde eben erst befestigt hatte. Sein Weib fuhr erschrocken zusammen, bekreuzigte sich hastig und fuhr ihrem Kind verunsichert durchs Haar. Marie warf ihnen einen vernichtenden Blick zu. Dann ging sie hoch erhobenen Hauptes davon.

Kaum brannten am Abend in Agen die ersten Pechfackeln und warfen tanzende Lichtflecken auf das Kopfsteinpflaster, da schlichen zwei

vermummte Gestalten an den Hauswänden entlang. Die Kleinere führte am Zügel einen Maulesel, der schwer bepackt war. Die andere zog eine Handkarre, auf der Kisten und Kästen festgezurrt waren. Nostradamus und Marie wollten im Schutz der Dunkelheit die Stadt verlassen, wusste doch niemand, ob ein Spitzel der Inquisition ihnen auflauerte. Der Stadtbrunnen lag im Mondlicht wie ein steinernes Mahnmal, das einen düsteren Schatten warf. Marie schaute mit einem letzten sehnsüchtigen Blick in die Gasse, die zu ihrem windschiefen Haus führte. Sie würde wiederkommen. Ganz bestimmt würde sie wiederkommen!

Am Stadttor wurden sie von Monsieur Grillier schon erwartet. Um diese Zeit war er der einzige Posten, der hier Wache hielt. Leise hob er den Holzbalken hoch, der vor den Flügeltüren in Eisenhalterungen lag, und drückte die schweren Eichentore auf.

»Ich wünsche Euch eine glückliche Zukunft«, raunte er Nostradamus zu. »Und dir auch, Marie! Von ganzem Herzen! Ich werde Ausschau nach Erinnerungstücken von deinen Eltern halten und alles für dich aufbewahren.«

Grillier spürte ein leichtes Zucken in den Augenwinkeln, als Marie ihn zum Abschied umarmte. Er fühlte ihre junge Haut, ihren erhitzten Atem und ihren unbezähmbaren Willen. Verstohlen wischte er sich mit dem Ärmel übers Gesicht. Hoffentlich würde sie einen guten Ehemann finden, der sie nicht allzu sehr züchtigte.

Leise schloss er wieder das Stadttor und die beiden gingen im Lichte des Vollmondes, der bizarre Schatten aus den Pinienwäldern wachsen ließ, in Richtung Süden, wohin ihr Weg sie führen sollte. Das Knirschen der Steinchen unter ihren Schritten verhallte allmählich in der Nacht. Ein Käuzchen schrie auf, ein Nachttier verschwand unter raschelnden Büschen, dann war es still.

Der Krieg im Süden der Provence gegen den deutschen Kaiser Karl V. war vorbei. Er hatte nicht genügend Kanonen gesandt, um die Belagerung der wichtigsten Städte erfolgreich beenden zu können. Seine Armee, die von der Soldateska aus Spanien, italienischen Söldnern und den gefürchteten Landsknechten unterstützt worden war, hatte sich zurückgezogen. Vorher aber waren sie plündernd durch das Land gezogen, hatten Tausende von Bauern niedergemetzelt, ihre Weiber missbraucht und getötet, das Vieh abgeschlachtet. Ertragreiche Ländereien lagen niedergebrannt, wie mit einem Leichentuch aus Asche bedeckt. Marie und Nostradamus wanderten an halb zerstörten Dörfern und verlassenen Gehöften vorbei. Manchmal flatterte ein ausgemergeltes Huhn über die staubige Landstraße, hockte ein verkrüppelter Alter misstrauisch auf einer verfallenen Holzbank. Oder ein paar zerlumpte Kinder, die in einem

geheimen Holzverschlag überlebt hatten, hüpfen fast lautlos über morsche Zäune und durch verwilderte Gärten, bis sie urplötzlich wieder verschwunden waren. Es geschah aber auch, dass sie freundlich aufgenommen wurden. Gegen ein Stück Schafskäse, etwas Wein und Oliven stellte Nostradamus das Horoskop und Marie half ihm, anhand der Ephemeriden die Positionen der Planeten zu berechnen und aufs Papier zu zeichnen.

Weiter ging ihr Weg, vorbei an Ziegen, die auf kargen Feldern grasten, und Olivenbäumen, deren silbern schimmernde Blätter sich flimmernd im Wind bewegten.

Endlich erreichten sie die Abzweigung nach Saint-Rémy, seinem Geburtsort. Aber wie durch eine göttliche Eingebung schlug Nostradamus den Weg nach Mansol ein. Das war ein geheimnisumwitterter, alter Ort, der ganz in der Nähe lag.

»Ich werde dir die Gegend zeigen, aus der ich stamme und die einen großen Einfluss auf meinen Geist gehabt hat«, sagte er mit sehnsüchtigem Blick, als wünschte er sich selbst nichts mehr, als dorthin zurückzukehren. Marie sah sich staunend um, als sie eine Art Pyramide entdeckte, die vor einem hoch aufragenden Fels inmitten von violettfarbenen Lavendelfeldern stand. In die Felswand führten kleine Höhlen, ihre Eingänge klafften wie Mäuler auseinander. Klägliches Ziegengemecker hallte aus dem Berg, als wären die Tiere von einer seltsamen Unruhe erfasst.

»Dort hatten die Römer ihre Sklaven eingepfercht, geprügelte Männer, missbrauchte Weiber, die ihrer Willkür ausgeliefert waren.« Sein Blick schien die Höhlengänge nach unsichtbaren Steintafeln abzusuchen, auf denen das Schicksal der Menschen festgehalten war. »Manche der Aushöhlungen hat die Natur selbst hervorgebracht, andere wurden in die Wand geschlagen. Heute werden in den Höhlen Ziegen gehalten.«

Nostradamus atmete schwer. Die flirrende Hitze schien wie eine fiebernde Lufthülle über den Feldern zu liegen und dem Lavendel das süßliche Aroma auszusaugen. Es roch, als würde das Land selbst diesen durchdringenden Geruch ausdünsten.

Als sie auf die Ziegenhöhlen zuwanderten, kamen sie an einem hoch gemauerten Torbogen vorbei. Störrisches Unkraut wucherte aus den Steinritzen und warf bizarre Schatten über die kahlen Steine. Trotzdem wehte ihnen hinter jeder Wegbiegung eine neue Duftwolke entgegen: Minze und Salbei wuchsen neben Ginstersträuchen und Rosmarin und Thymian zwischen Resten verfallener Siedlungen. Hinter uralten Mandelbäumen stand ein gewaltiges Grabmal aus römischer Zeit. Geckos huschten über das verwaschene Gestein, ein paar Blindschleichen

schlängelten sich unter verdorrtes Gestrüpp. Marie fuhr nachdenklich mit dem Finger über die eingemeißelte Inschrift.

»Sextius Lucius Marcius, Sohn des Gaius, aus dem Geschlecht der Julier, an seine Eltern«, übersetzte Nostradamus leise. Sein Blick war weit in die Ferne gerichtet, so als würde er wieder in eine alte Erinnerung eintauchen. »Früher einmal gab es hier eine bedeutende Stadt«, seine Stimme ächzte, als spürte er das Leiden der Menschen unter seiner eigenen Haut. »Sie hieß Glanum. Zu ihrer Blütezeit war sie so groß und bedeutend, dass sogar eigene Münzen geprägt werden konnten. Aber dann wurde sie zerstört... Es liegt wohl im Schicksal des Menschen, dass er zerstört und aufbaut, mordet und leidet, stiehlt und ausgeraubt wird... bis die Reife der Seele ihm Einhalt gebietet, bis ihn tiefe Erkenntnis und Weisheit in andere Welten trägt...«

Nostradamus schaute über die Felder. Sein Blick war von einem Schleier unsäglicher Traurigkeit überzogen. Marie klopfte sanft dem Maultier über das drahtige Fell. Immer wieder zuckte es zusammen, um surrende Fliegen zu verscheuchen.

»Aber noch erkennen die allerwenigsten das Gesetz von Leid und Erleiden, von Schicksal und Schuld, was das Rad des Lebens bedeutet, was die Seele überhaupt ausmacht. Sie erkennen nicht das Wesen der Dinge...«

Nostradamus riss plötzlich entsetzt die Augen auf, in denen der Schrecken einer dunklen Vorahnung lag. Er taumelte, fasste nach dem Grabstein, um nicht zu fallen.

»Die Hitze...«, stammelte er mit keuchender Stimme. »Sie zerreißt mich!«

Nostradamus glaubte in einen glühenden Wirbel zu fallen, der ihn schier zerriss. Der Wirbel war mit zähflüssigen Fäden durchzogen, die immer stärker nach außen geschleudert wurden und sich wie Tunnelwände vor ihm ausstreckten, während das Ende des Tunnels in gleißender Helligkeit und unendlicher Geschwindigkeit auf ihn zugerast kam. Er fühlte ein Vibrieren unter der Haut, als wäre die Energie des Blitzes in ihn gedrungen und wollte ihn von innen heraus zersprengen. Plötzlich tat sich in unermesslicher Weite das Weltall vor ihm auf. Tausende von Sonnen, um die sich Planeten mit farbigen Ringen und Monden drehten, flogen in rasender Geschwindigkeit an ihm vorbei. Spiralförmige Nebel rotierten umeinander und ließen einen gasförmigen Planeten entstehen, während mit einer grell blitzenden Explosion ein anderer zerbarst. Gaswolken trieben vorbei und explodierten im Nichts. Jetzt flogen drei glühende Sonnen auf ihn zu. Blutrot setzten sie sich von der Dunkelheit des Universums ab. Sie wirbelten näher und näher und erreichten schon gigantische Ausmaße. Aus ihrem glühenden Inneren heraus schienen sie eine brodelnde Masse wie

blutigen Auswurf an die Oberfläche zu schleudern. Nostradamus schrie, schlug mit den Armen um sich, bis er erschöpft zurück in die Welt fand.

Marie zog hastig ein paar Blätter aus der Ledertasche, die der Maulesel auf dem Rücken trug, wusste sie doch, dass seine Visionen schnell verblassten, wenn sie nicht sofort festgehalten und aufgezeichnet wurden. In einem Lederbeutel waren Tinte und Gänsekiel verstaut. Nostradamus nahm die Sachen mit zitternden Händen entgegen und schon flog der Gänsekiel über das Papier, reihten sich krakelige Buchstaben aneinander und hingeworfene Worte fügten sich zu Sätzen. Seine Augen waren fast geschlossen, nur das Weiße darin blitzte hin und wieder auf. Es war, als würde er überwältigt von einem unbekanntem Geschehen, das ihm Worte in einer rasanten Geschwindigkeit ins Ohr raunte, das ihm Bilder zeigte, deren Sinn er noch nicht ermessen konnte.

Dann fuhr ein erschöpftes Durchatmen einem Aufschrei gleich aus seiner Kehle und Michel taumelte zurück in seine Welt. Seine Augenlider flatterten, seine Hand fuhr über die schweißnassen Schläfen, an denen die Adern wie pulsierende Hautstränge hervorgetreten waren.

Er betrachtete die voll gekritzelten Seiten mit erstauntem Blick und zerrte unter seinem Wams einen Ledereinband hervor. Dann legte er seine aufgezeichneten Visionen zu den anderen beschriebenen Blättern, die er dort aufbewahrt hatte. Schnell schob er den Lederband zurück unter sein Wams, während ein letztes Flackern in seinen Augen aufblitzte. Nostradamus schien in eine seltsame Schwermut verfallen zu sein. Auch Marie fühlte eine unendliche Trauer, die sie jedes Mal mit schwarzen Schwingen umhüllte, wenn ihr Bilder aus früherer Zeit in Erinnerung kamen.

Schweigend gingen sie weiter auf den Mont Gaussier zu. Der Berg wurde von einer Schlucht durchschnitten und erinnerte im Gegenlicht an einen wuchtigen Löwenkopf, der den Eingang zu den Alpilles zu bewachen schien.

Als sie die Ziegenhöhlen erreicht hatten, banden sie das Maultier an eine windschiefe Zeder. Dann kletterten sie hoch in eine der lehmigen Höhlen, die sich im Inneren der Bergwand verloren. Dort war es angenehm kühl, nur der beißende Geruch nach Ziegenausdünstungen schien sich dort festgefressen zu haben. Die plötzliche Dunkelheit vor ihnen hüllte sie ein wie ein uralter Ahnengeist, der schützend seinen Schatten um sie legte. Marie schaute sich fröstelnd um. War da nicht ein Windhauch, der ihren Körper berührte? Ein Ächzen? Ein sirrendes Klagen, das aus den Wänden kroch? War es vielleicht der gequälte Atem eines römischen Sklaven, der die Jahrhunderte überdauert hatte und endlich erlöst werden wollte? Sie schüttelte sich und rieb sich über die nackten Arme.

Nostradamus drehte sich um, nahm Erde in die Hände und zerbröselte sie zwischen seinen Fingern. »Jedes Stück Land hat eine Seele«, sagte er leise, während er wie durch ein Zeitloch hinunter auf die sonnenbeschienene Ebene schaute. Es war, als müsste er ein Aufschluchzen unterdrücken. »Wenn du krank bist, wenn deine Seele Hilfe braucht, solltest du das Land deiner Kindheit aufsuchen. Hier kannst du gesunden. Aus dieser Erde stammen die Früchte, das Fleisch und das Gemüse, aus denen dein Körper gewachsen ist. Aus diesen Substanzen haben sich deine Knochen gebildet, das Blut, die Gedärme, das Hirn...«

»Ihr wisst von Gedärmen und Hirn?«, fragte Marie zaghaft.

Nostradamus nickte. »Als ich in Montpellier Medizin studiert habe, wurde jedes Jahr eine Leiche freigegeben, die sezirt werden durfte...«

»Ihr habt in die Körper von Toten hineingeschaut?« Marie schluckte.

»Ja, denn nur das Wissen um die Dinge kann den Ursprung des Lebens, der Krankheit und des Todes ergründen.« Wieder ließ er Erdkrumen durch die Finger rieseln. »Du hast die Erde mit allen Mineralien, allen Essenzen in dich aufgenommen. Dein Körper kennt von Geburt an diese Stoffe und ist daran gewöhnt. Iss also das, was in dem Land deiner Kindertage wächst. Aber was noch schwerer wiegt: Deine Seele wird besänftigt, die Schwingung der Erde wird helfen, dich zu heilen. Schon Pythagoras ging davon aus, dass sich die Schöpfung unter der Himmelsschale des Mondes auf Resonanz gründet, alles ist Schwingung...«

Alles ist Schwingung? Aber wie kann die Seele durch Schwingung geheilt werden? Marie spürte vergangene Bilder vor ihren Augen aufsteigen. Es war erst wenige Tage her, dass sie in blinder Verzweiflung durch die Felder geirrt war. Sie hätte in verzehrendem Schmerz davonlaufen können. Da stand sie plötzlich vor einer verfallenen Marienkapelle. Ein schmaler Weg führte zwischen zwei geborstenen Holzpfeilern durch und schlängelte sich durch wucherndes Gestrüpp auf ein eisernes Tor zu, das nur noch lose in den Angeln hing. Die Bruchsteine der seitlichen Kapellenwand waren herausgebrochen. Bunte Glasscherben lagen wie letzte Erinnerungen auf dem Boden verstreut. Eine Madonnenfigur stand in trauriger Schönheit auf einem Steinsockel, ihre Augen starrten wie ausgebrannt zu ihr herüber. Vor der Kapelle lag eine weite Ebene, die sich Marie wie eine aufgehaltene Hand entgegenstreckte. Und plötzlich war da ein Gefühl des Wiedererkennens, als hätte sie hier vor ewigen Zeiten ein vollkommenes Glück erfahren. Eine unendliche Leichtigkeit war plötzlich durch ihren Körper geströmt und hatte sie mit tröstender Zärtlichkeit eingehüllt. Ob sich so die Seele eines Landes zeigte?

Ihr Blick verlor sich aus den Ziegenhöhlen an kerzen-graden Zypressen vorbei in der Ferne, als sie plötzlich zwei Punkte wahrnahm, kaum größer

als Gerstenkörner, die sich allmählich aus dem Violett der Lavendelfelder herausschälten. Ihre schattenhaften Umrisse wuchsen zu schwarz gekleideten Miniaturen, die sich in unendlicher Langsamkeit den Berghöhlen näherten. Marie kniff ein wenig die Augen zusammen. Das flirrende Licht, das über den weiten Feldern lag, schimmerte in den gebrochenen Farben des Universums durch ihre Wimpern. Endlich konnte sie die Gestalten ausmachen: Es waren zwei Wanderprediger, die in düstere Kutten gehüllt und deren Kapuzen tief in die Stirn gezogen waren.

In diesem Moment atmete Nostradamus tief durch, als wollte er sich selbst neues Leben einhauchen. »Du musst von einem trunkenen Stern, von einem *Stella dilutior* berührt und ein wenig vom Einfluss eines Geistes berauscht sein...«, sagte er, als spräche er zu einem unsichtbaren Dritten.

»Von einem trunkenen Stern?«, fragte Marte und schaute hoch in das strahlendblaue Firmament, wo sich am kristallinen Gewölbe ein zarter Hauch von Sichelmond zeigte.

Das versteinerte Gesicht von Nostradamus schien sich ein wenig zu entspannen. »Ja, so nannte der große Arzt Paracelsus einen bestimmten Stand der Gestirne im Geburtshoroskop.«

»Und gibt es bei euch so einen trunkenen Stern?« Marie schaute in seine Augen, die vielleicht nur durch eine dünne Haut von unendlichen Welten getrennt waren.

»Wem diese Stellung der Planeten gegeben ist, der kann wahrhaft Großes vollbringen.« Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. »Und jetzt komm, es ist Zeit. Wir müssen noch eine Unterkunft für die Nacht suchen. Und das Maultier braucht auch sein Futter.«

Marie senkte verlegen den Blick. »Ich muss Euch noch etwas gestehen...«, stammelte sie mit zaghafter Stimme. »Es ist wohl meine Schuld, dass ihr von der Inquisition gesucht werdet...«

Nostradamus sah sie überrascht an. »Deine Schuld?«

»Ich habe in einem unbedachten Moment jemandem verraten, dass Ihr jüdischer Abstammung seid...« Marie biss sich auf die Lippen.

Nostradamus fuhr sie empört an. »Dass ich jüdische Vorfahren habe, war in Scaligers Kreisen ein offenes Geheimnis! Aber was hat so ein junges Weibsbild wie du das Recht, das Wissen um meine Person in alle Welt hinauszuposaunen!« Er schlug mit der geballten Faust gegen die lehmige Höhlenwand.

»Lasst es mich wieder gutmachen! Ich bitte Euch! Ich möchte mit Euch ziehen!« Der bettelnde Unterton in ihrer Stimme wurde jetzt härter, als würde er von aufreizender Selbstsicherheit durchtränkt. »Sind Weibsbilder denn nur dazu geschaffen, Euch dienlich zu sein und Kinder zu gebären? Es

mag doch sein, dass ich auch so einen tanzenden Stern in mir habe, von dem Paracelsus sprach. Oder ist der nur für euch Männer bestimmt?«

Nostradamus sah sie mit durchdringendem Blick an. »Du weißt, die Inquisition sucht mich. Wenn sie mich erwischen, kann es zur Folter kommen. Sie können mich zerquetschen wie einen armseligen Wurm, dem die Eingeweide herausquellen. Ich werde weiterziehen, meine Spuren verwischen. Wer weiß, wohin mein Schicksal mich führt...«

»Was habt Ihr zu verlieren, wenn Ihr mich mitnehmt?« Marie schüttelte energisch den Kopf, sodass ihr Lockenhaar in einer wilden Bewegung über die Schulter flog. Ihre Augen blitzten auf, als wäre sie ein lebensgefährlich verletztes Raubtier, das als letzte Möglichkeit nur noch den Angriff sieht. »Weiß ich nicht, was zu tun ist, wenn Euch mächtige Visionen überwältigen? Wenn der Allmächtige Euren Geist in unbekannte Dimensionen entführt? Zurücklassen könnt Ihr mich ja immer noch!«

Nostradamus sah sie überrascht an. Lange hatte er nicht mehr ihren Körper betrachtet. Die schmalen Hüften waren rundlicher geworden. Die jungen Brüste wölbten sich unter dem verwaschenen Leinenkleid. Herausfordernd stand sie vor ihm, während sie mit dem Handrücken ein paar Haare wegwischte, die an ihren vollen Lippen klebten. »Was ist? Nehmt Ihr mich mit?«

»Wir werden sehen«, sagte er nachdenklich und runzelte die Stirn. »Und jetzt komm!«

Die frühe Abendsonne deckte langsam einen rot glühenden Lichtteppich über die Felder. Das Ziegegemecker aus den vorderen Höhlen hallte wie heiseres Gezeter über die Ebene, die jetzt in einem wilden Violett aufleuchtete. Die beiden Wanderprediger waren wohl hinter den Bergen verschwunden, während Nostradamus und Marie in einem der staubigen Backsteinhäuser des Dorfes einkehrten.

Am nächsten Tag fiel herrschsüchtig der Mistral in die Provence ein. Das ist der Wind, der sich keine Atempause gönnt und grausam über das Land fegt. Stunde um Stunde. Tag und Nacht. Würde es diesmal drei, sechs oder neun Tage lang dauern, dass er sein Unwesen trieb? Seit ewigen Zeiten nahm dieses rätselhafte Naturereignis im Rhône-tal Anlauf, blähte sich kraftvoll auf, um schließlich mit donnernder Stärke über das Delta hinwegzupeitschen. Trotz schützender Hecken und Mauern fuhr er zerstörerisch mit aufsässigen Windböen in Obst- und Olivenbäume, zerknickte Weinstöcke und zerzauste das Gemüse in den Beeten. Und die Bauern verharrten in ihren geduckten Steinhäusern, die dem eisigen Mistral eine fensterlose Nordfassade entgegenstreckten. Dann schien das tiefblaue

Firmament wie leergefegt und erstrahlte unwirklich klar, als wollte der Himmel einen Einblick in weitere Sphären gestatten.

Marie und Nostradamus waren bei einfachen Olivenbauern untergekommen. Das junge Weib des Bauern kränkelte, eine unerklärliche Müdigkeit hatte sich ihrer bemächtigt. Kraftlos lag sie auf ihrem Strohlager, als hätte der eisige Mistral mit unbarmherziger Wucht jegliche Lebenskraft aus ihrem Körper gepeitscht.

»Die Heilkraft des Körpers muss gestärkt werden«, sagte Nostradamus und nickte Marie zu. »Man muss ihm nur die Rohstoffe geben und die wahre Ruhe, dann heilt er sich von selbst.«

»Und was benötigt Ihr für Rohstoffe?«, fragte Marie neugierig und zwirbelte widerspenstige Löckchen um ihren Finger. Sie war fasziniert von den Rezepten, die Nostradamus je nach Krankheitsbild immer wieder veränderte und neu ausprobierte.

»Du findest im Umfeld des windgeschützten Bauernhauses alles, was ich brauche: sechs Stängel Eisenkraut, dann einen frischen Apfel, das Blatt eines Rebstockes und eine ausgereifte gelbe Gurke.«

Als Marie die Zutaten beschafft hatte, zerhackte sie alles nach Anleitung: die Hälfte des Rebstockblattes, des Apfels und der Gurke. Sie spürte seinen prüfenden Blick, die wachsamen Augen, die genau verfolgten, wie ihre Hände schnipselten, rieben und stückelten.

»Und jetzt das Eisenkraut! Schon in der Bibel betet König David in einem Psalm: ›Entsündige mich mit Ysop, dass ich rein sei.« Nostradamus lächelte, als er fast zärtlich über die Krautblätter strich.

»Ysop ist also Eisenkraut? Und das soll entsündigen? Was bedeutet denn das?«, fragte Marie und bemerkte ein flüchtiges Lächeln, dass seit langer Zeit zum ersten Mal wieder seine herben Lippen umspielte. Jetzt streckte er sich wie nach einem langen Winterschlaf. In seinen müden Augen zeigte sich neuer Glanz.

»Entsündigen bedeutet, dass der Körper entschlackt wird von den Giften, die er zu sich genommen hat... Wenn das doch mit der Seele auch so einfach ginge!« Er grinste belustigt und flüsterte, damit den Bauersleuten nichts davon zu Ohren kam: »Der Ablasshandel der katholischen Kirche, bei dem du dich angeblich von deinen Sünden freikaufen kannst, wäre dann ja so was wie das Eisenkraut für die Seele.«

Marie kicherte verschmitzt, während sie das Kraut zwischen ihren Fingern hin und her tanzen ließ. »Und was mache ich jetzt damit?«

In seinen Augen lag nun ein ruhiger, gutartiger Blick, als hätte er sich mit dem Schicksal ausgesöhnt. »Nimm die obersten zwei Zentimeter mitsamt der Blätter und hack sie klein. Aber vergiss die Blüten nicht!«

Wieder beobachtete er, wie Marie mit dem scharfen Messer hantierte, geschickt die Stängel zusammen fasste und klein hackte.

»Gut so! Und jetzt kommt leichter Wein darüber!«

»Wein?«, fragte Marie überrascht und ließ etwas Wasser aus einer Karaffe über ihre verklebten Finger laufen. Nostradamus achtete sehr auf Sauberkeit.

»Ja«, antwortete er. »In den Wirkstoffen des Weines liegen ganz besondere Kräfte. Du kannst aber auch Pfirsich- oder Birnensaft nehmen!«

Marie nickte kurz und hockte sich an das Strohlager der Bäuerin, um ihr den frischen Salat zu reichen. »Ihr müsst den Salat als Zwischenmahlzeit zu Euch nehmen«, erklärte sie eindringlich. »Wenigstens neununddreißig Tage lang ganz regelmäßig. Aber Ihr dürft nichts dazu trinken!«

Nostradamus fuhr sich nachdenklich durch seinen gekräuselten Bart, der inzwischen ein ganzes Stück gewachsen war, und beobachtete das selbstbewusste Mädchen mit dem langen Lockenhaar, das barfuß durch die Kammern lief, um der kränklichen Bäuerin dienlich zu sein.

»Sie hat Recht«, brummte er leise. »Vielleicht hat sie ja auch so einen tanzenden Stern, vom dem Paracelsus sprach. Nur ist das für ein Weib keine Offenbarung, jedenfalls nicht in der heutigen Zeit!«

Nachdenklich drehte er sich um und schaute aus dem Südfenster. Der Wind rüttelte heftig an den Olivenbäumen und fetzte an den silbrigen Blättern. Wenn er nur wüsste, welche Stellung der Frau in der Entwicklung des Universums zugedacht war! War sie wirklich nur dazu geschaffen, Kinder zu gebären und dem Manne eine würdige Dienerin zu sein? Gerade Hildegard von Bingen hatte doch bewiesen, dass auch das Weib zu herausragenden geistigen Leistungen befähigt war!

Wie entrückt schaute er über das karge Land, als würden seine Gedanken mit den Windböen weit davonjagen.

Als der Mistral sich wieder wie ein gebändigtes Tier in das Universum zurückgezogen hatte, brachen sie mit dem Maultier auf. Marie hatte ihre Feuertaufe bestanden, denn Nostradamus machte keinerlei Anstalten mehr, sie bei Klostermönchen oder nahen Verwandten unterzubringen. Olivenhaine schimmerten jetzt silbrig aus der gelb verbrannten Ebene. Vor ihnen bäumte sich im Süden der Drachenzackenkamm eines knochenbleichen Gebirgszugs auf. Die Provence war plötzlich eine steinige Sierra geworden. Über einer lang gezogenen Ebene erhoben sich majestätisch die Berge mit schmucklosen Gipfeln aus weißem Fels. Vom stahlblauen Himmel brannte eine unbarmherzige Sonne.

Viele Monde lang zogen sie umher, bereisten überbordende Städte und armselige Dörfer, reisten an schroffen Küsten entlang und durchquerten karge Hochebenen. Nostradamus war wie besessen, das Geheimnis der

Schöpfung zu durchdringen und dem Leben auf die Spur zu kommen. Sie besuchten alte Klöster, wo er in überfüllten Bibliotheken nach geheimen Schriften suchte, sie verkauften heilende Substanzen, Potenzmittel und sogar Verjüngungsmittel für ältliche Mesdemoiselles. Sein Ruf war ihm längst über die Alpen vorausgeeilt, denn als sie italienische Städte wie Savona, Mailand und Venedig durchwanderten, wurde er zu hochgestellten Persönlichkeiten an Höfen, in Palästen und Schlössern geladen, um Horoskope zu erstellen und einen Blick in die Zukunft zu wagen. Auch suchte er Begegnungen zu Künstlern, Philosophen und Weisen, die Einblick in geheimes Wissen hatten. Hatte nicht ein gewisser Leonardo da Vinci herausragende Studien über den menschlichen Körper angefertigt? Heimlich hatte er Leichen seziiert, um Kenntnis darüber zu erlangen, wie das Auge arbeitet und die Welt umarmt, und dass verstopfte Arterien zum Tode führen. Als Erster hatte er auf Papier das Wachsen eines menschlichen Embryos im Mutterleib nachgezeichnet. Und hatte er nicht ein Gemälde verfasst, das voller geheimer Symbolik war? Warum saß bei dem »Letzten Abendmahl« zwischen all den Jüngern ein hübsches Weib mit langem Haar neben Jesus und nicht sein Lieblingsjünger Johannes? Sollte das Maria Magdalena sein, die Schutzpatronin der Provence, der nachgesagt wurde, dass sie mit einem Segelschiff nach Südfrankreich gesegelt und dort mit ihrer Tochter Sarah an Land gegangen war? War Sarah tatsächlich die Tochter Jesus', die den Heiligen Gral verkörperte? War ihr Körper der Kelch, in dem *le sanggral*, *le sang royal*, das »heilige Blut«, floss, wie die Tempelritter und Katharer es behaupteten?

Endlich wandten sich Nostradamus und Marie wieder Südfrankreich zu und gelangten nach Bordeaux, einer Küstenstadt am atlantischen Meer. Marie hatte inzwischen gelernt, juckende Hautausschläge, Schwellungen und Knochenschmerzen zu behandeln. Sie hatte dafür Guajakholz aufgetrieben, dessen Sud Linderung und Heilung bot. Außerdem sollte es gegen eine neu auftretende Geschlechtskrankheit Wirkung zeigen, die Seefahrer aus Westindien eingeschleppt hatten. Marie wusste sogar klaffende Wunden mit feinstem Seidengarn zuzunähen. Manchmal krauchte sie durch altes Gemäuer und sammelte Spinnweben, die sie mit altem Brot zu einem Breiumschlag verrührte. Damit wurde einer übel riechenden Schwäre der Eiter entzogen und diese anschließend ausgetrocknet.

In Bordeaux suchten sie sich in der Nähe des Parlamentsgebäudes in einer schmalen Seitenstraße eine Unterkunft. Nostradamus fieberte nach einer kleinen Kammer, wo er heimlich Selbststudien betreiben und Aufzeichnungen verfertigen konnte. Er war getrieben von quälender

Ungeduld, endlich hinter die brüchige Fassade seiner Visionen schauen zu können. Immer wieder wurde er von überwältigenden Bildern, die in rasanter Geschwindigkeit auf ihn einstürmten, in andere Zeiten gewirbelt. Auch drängte ihn die Antwort auf die Frage, wann genau diese Ereignisse stattfinden sollten.

Marie verkaufte auf dem Marktplatz Schönheitsmittel und delikate Konfitüren, die Nostradamus aus ungewöhnlichsten Zutaten bereitet hatte. Schon nach kurzer Zeit war ihr Stand von fein gekleideten Dienstmägden und dicklichen Bauersfrauen umlagert, die neue Köstlichkeiten erstehen wollten. Ein gedrungener Seefahrer zwirbelte an seinem dünnen Schnauzbart, während er die narbige Hand über einen langen italienischen Dolch namens *sfondagiaco* hielt, der in einer Lederscheide steckte.

»Ich nehme von der Köstlichkeit da«, grunzte er genüsslich. »Wie nennt Ihr es? Marzipan?«

»Was ist denn in diesem Tiegel?«, fragte ein stämmiger Handelskaufmann mit kehliger Stimme und deutete mit seinem dicklichen Zeigefinger auf einen Glasbehälter.

»Das ist ein Muskatellerbirnchen, in Madeirazucker eingemacht«, antwortete Marie und lachte.

Ein Bettler mit Krücken leckte sich über die Lippen, Straßenkinder schauten sehnsüchtig auf die Leckereien und wischten sich mit ihren schmutzigen Ärmeln die Spucke vom Mund. Die Menschen schienen in eine Art Kaufrausch verfallen zu sein. Marie hatte zweimal Nachschub holen müssen und schon wieder wurde der Vorrat für die Kauflustigen knapp. An anderen Ständen wurden Krüge mit köstlichem Bordeauxwein weitergereicht und breithüftige Dirnen machten beste Geschäfte. Ein junger Maler stand gegenüber an einem der steinernen Pfeiler der Kirche Saint-Michel, deren Turm sich hundertvierzehn Meter hoch streckte, und bot frisch getrocknete Ölgemälde zum Kauf. Auf einem war ein nacktes Weib zu sehen, das wie in Ekstase über eine Blumenwiese tanzte. An ihrer Hand führte sie ein grinsendes Skelett, das ihr seinen knöchigen Schädel entgegenstreckte, um sie zu küssen. Auf einem zweiten Bild waren verzerrte Fratzen zu sehen, hohlwangige Kinder und blutende Leiber, aus denen Schlangen hervorkrochen.

Marie fuhr es eiskalt über den Rücken. War doch der Tod auch in den Bildern ein ständiger Begleiter der Lebenden geworden! Nostradamus meinte ja, die Menschen könnten so lernen, was Leben bedeuten kann. Aus dem Leid könnte eine neue Vision von Hoffnung und Menschlichkeit erwachsen. Oder würde sich nur noch mehr Selbstsucht und Habgier in ihre Herzen schleichen?

»Die Verjüngungscreme! Ich nehme die Verjüngungscreme«, unterbrach eine zeternde Stimme Marias Gedanken. Sie schaute in das verhärmte Gesicht einer Kaufmannsfrau, die ihr mit leberfleckigen Händen ein Geldstück entgegenstreckte.

Neben dem Maler tanzte ausgelassen ein fahrender Vagant in einem blaugrünen Seidenkostüm, an dem flammenartige Fetzen herunterhingen. Bei jedem Luftsprung wirbelten sie auf, als wollten sie in unendlicher Leichtigkeit davonfliegen. Feuerspucker ließen gigantische Flammen hochzüngeln, während Weibsbilder, die von kräftigen Händen an den Hüften gepackt und durch die Luft gewirbelt wurden, ausgelassen quiekten und kreischten.

An dem steinernen Wasserbrunnen stand ein Spielmann mit seiner Laute. Er lächelte still vor sich hin und wischte ein paar Krumen von seinem alten Wams. Der bläuliche Samt seiner Weste war verschossen. An einigen Stellen war er durchgescheuert wie die kahlen Stellen im Fell eines herumstreunenden Maultiers. Trotzdem war er noch immer mit letzten, schimmernden Perlen bestickt, von denen ein paar wie verloren an ihren Fäden herunterbaumelten. Zwischen den eingeschlitzten Ärmeln schimmerte Satin, der wohl von der Sonne verblichen war. Sein dunkles Haar fiel bis auf die Schultern, um die er einen Umhang aus grünem, mattseidenem Stoff geschlungen hatte.

Jetzt stimmte er seine Laute. Die ersten gezupften Töne summten wie schwirrende Käfer zu Marie herüber. Er stellte seinen Fuß auf den Absatz des Steinbrunnens und erhob seine Stimme. Ein Lied klang über den Marktplatz, das sie erschauern ließ. War das nicht die gleiche Tonfolge, die die kleine Suzanne einst gesummt hatte?

»Ich hätte gerne das Töpfchen da«, unterbrach eine zaghafte Stimme ihre Gedanken. Marie schaute in das Gesicht eines jungen Mädchens, das wohl in ihrem Alter war. Sie wirkte wie ein verletzter Falter, ihr hübsches Gesicht war verschmutzt, die blonden Haare hingen ihr in Strähnen ins Gesicht. »Aber ich habe nur die paar Sous...«

Marie schaute wieder zu dem Spielmann hinüber, der eine seltsame Aneinanderreihung von Tönen wie eine Offenbarung über die Köpfe der Menschen hinweggleiten ließ.

»Das ist eine Motette für die heilige Ida«, lächelte das blonde Mädchen verlegen und hielt Marie immer noch die gerötete Hand mit den Münzen hin.

»Du kennst das Lied?«, fragte Marie überrascht.

»Der Spielmann hat es mir erzählt«, sagte das Mädchen mit gewissem Stolz. Sie versuchte zu lächeln, obwohl in ihren Augen eine unsägliche Trauer lag. »Er sagt, dass Lieder eine Seele haben und dass auch sie sich

danach sehnen, für kurze Zeit im hellen Licht zu stehen, bevor sie wieder in die Stille eingehen.«

Marie schaute zu dem Spielmann hinüber, der jetzt eine *Estampida* spielte, eins der uralten, tanzartigen Lieder vergangener Zeiten. An seiner Hand blitzte ein Goldring auf. War dort nicht ein seltsames Zeichen eingraviert? Marie blinzelte mit den Augen, konnte es aber nicht erkennen.

»Was ist denn jetzt?«, knurrte ein behäbiger Bauer. »Wann geht es denn endlich weiter? Oder soll ich hier überwintern?«

Marie zuckte mit den Achseln, während sie die Münzen in der schmutzigen Hand des Mädchens nachzählte. »Tut mir wirklich Leid, aber das reicht nicht...«

Im gleichen Moment wurde die hohe Flügeltür der Kirche geöffnet und ein Prediger trat heraus. Marie duckte sich. Sie spürte, wie das Blut in ihren Adern pulsierte. Der Prediger trug einen schweren Mantel, die Kapuze war tief in die Stirn gezogen. Seine bleichen Lippen blieben unbeweglich. Im nächsten Moment war er zwischen Seefahrern und Händlern, die auf Karren Waren hinter sich herschleppten, untergetaucht. Hastig verpackte sie ihre Verkaufsware in einen Weidenkorb und rannte auf ihren nackten Füßen zurück zu ihrer Unterkunft.

Sie huschte die schmale Stiege hoch zur Dachkammer, wo Nostradamus bis spät in die Nacht experimentierte. Sie stockte. Sollte sie ihn wirklich stören? Langsam öffnete sie die knarrende Holztür.

Nostradamus hockte gebückt auf einem dreibeinigen, eisernen Hocker. Sein Körper war schweißgebadet. Das Leinenhemd klebte in dunklen Flecken auf seiner Haut. In einem Kerzenleuchter dicht vor ihm brannte eine dicke Wachskerze. Das schimmernde Licht huschte aufgeschreckt über die Holzwände, zwängte sich in Nischen und wischte wie mit bleicher Hand über Stapeln von schweinsledernen Büchern und Folianten. Seine Augen waren starr aufgerissen. In seinen Pupillen spiegelte sich gewölbt der flackernde Kerzendocht.

»Die winzige Flamme steigt aus der Einsamkeit und lässt hervorsprießen, woran man nicht vergeblich glauben soll«, keuchte er wie unter schwerster Anstrengung.

In einer Hand hielt er einen Zweig, den er über einer Wasserschüssel kreisen ließ. Auf dem Grund der Schüssel waren in gotischer Schrift Buchstaben aufgemalt, die verzerrt durch das Wasser schimmerten. Seine nackten Füße hatte er in die Wasserschüssel gestellt.

»Die Wünschelrute in der Hand bin ich versetzt in das Reich des Branchus. Das Wasser netzt mir sowohl die Füße als auch den Saum... Durch die Zweige überkommt mich Furcht... Meine Stimme zittert... Göttliches Leuchten... Das Göttliche lässt sich bei mir nieder!«

Branchus? Wer war Branchus? Marie beobachtete vom Türspalt her, wie Nostradamus sich immer mehr in eine Art Trance versetzte. Seine Unterarme zuckten, als hätte ihn die Fallsucht überwältigt. Der Oberkörper blieb unbeweglich. Der Blick seiner starr geöffneten Augen schien in Welten ungeahnten Grauens einzudringen. Jetzt bäumte er sich auf und wankte ächzend auf seinen Arbeitstisch zu. Die nassen Füße wischten verworrene Schleifspuren über die Holzdielen, als wollten sie eine geheime Botschaft aufmalen. Nostradamus stöhnte laut auf und schlug mit den Armen um sich. Dann sackte er in sich zusammen und fiel auf die Holzdielen.

Marie stürzte auf ihn zu, schöpfte Wasser aus der Schüssel und benetzte sein Gesicht. »Monsieur Notredame«, rief sie und rüttelte ihn an den Schultern. Allmählich tauchte er aus seiner Besinnungslosigkeit wieder auf. Sein Blick war verschwommen, bis er Marie wie hinter Schleiern wahrnahm.

»Es ist gut, alles gut«, stöhnte er. »Gleich bin ich zurück!«

Marie schaute sich um. Da entdeckte sie ein kleines Buch, das aufgeklappt auf dem Boden lag. Auf dem ledernen Deckel stand: *Die sibyllinischen Bücher*. Vorsichtig nahm sie das Büchlein mit den alten Pergamentseiten hoch. Wie gut, dass ihr unbezähmbarer Wille, dem Arzt die Kunst des Lesens zu entlocken, Früchte getragen hatte. Was stand da? Atemlos las sie die Beschreibung, die Nostradamus gerade selbst an sich ausprobiert hatte: Unter dem Abschnitt »Das Orakel von Delphi« stand: »Pythia saß auf einem eisernen dreifüßigen Schemel, atmete schwefelartige Dämpfe ein und geriet dadurch in eine Art Trance.«

Schwefeldämpfe? Marie schnupperte und schüttelte den Kopf. Da fiel ihr Blick auf die dicke Wachskerze. Die Dämpfe hatte Nostradamus wohl durch den hypnotisierenden Blick in das Feuer ersetzt. Oder dampften aus dem Wasserbottich, über den er sich beugte, Essenzen? Marie schnupperte erneut, steckte den Finger in die Flüssigkeit und leckte daran. Aber sie war mit keinerlei Mitteln versetzt. Marie las weiter und stockte. Hier, da stand etwas über Branchus, den Nostradamus doch erwähnt hatte. »Der Halbgott Branchus war Sohn des Apollo und seiner sterblichen Geliebten aus Milet. Er konnte weissagen. Nach seinem Tod wurde seine Kunst von Jungfrauen, den Branchus-Dienerinnen, im Tempel in Milet fortgeführt: Sie setzten sich auf einen eisernen Dreifuß. Vor ihnen stand eine große runde Schüssel mit Wasser. Die Seherin stellte sich in das Wasser und beugte sich weit herunter, um den Duft einzuatmen, der ihm entstieg. Die Rute in der Hand begann dann, wie eine Wünschelrute beim Aufspüren von Wasser, zu hüpfen. Sie sprang von einem Buchstaben zum anderen, die kreisförmig am Boden des Gefäßes angebracht waren.«

Deshalb also Wasserschüssel und Wünschelrute!, dachte Marie. Aber was war das für ein Duft, den die Branchus-Dienerinnen einatmeten? Sie schaute sich neugierig um und entdeckte auf einem Holztisch umgeworfene Tiegel und Mörser. Kräuter lagen in einer Flüssigkeit zu grünbraunen Klumpen verklebt. Ob Nostradamus sich eine Mixtur bereitet hatte, um Einblick hinter die Welten zu bekommen?

In diesem Moment fing Nostradamus an zu würgen und zu husten. Er stemmte sich hoch, die Rückenmuskulatur zuckte, als er zu seinem Holztisch taumelte. Die flackernde Kerzenflamme warf aufgescheuchtes Licht auf die frisch geschöpften Papierbögen, die dort gestapelt waren. Er griff nach dem Federkiel, der jetzt besessen wie von selbst über das Papier kratzte. Nach einigen Minuten stockte Nostradamus, schien seine Erinnerung nach letzten Bildern abzutasten und betrachtete mit wirrem Blick das Geschriebene. Dann fuhr ein erlösender Seufzer aus seiner Kehle. Er griff nach der Karaffe mit frischem Wasser und goss mit zitternder Hand einen Becher voll, den er wie ein Verdurstender in sich hineinschüttete.

»Es wirkt«, keuchte er. »Was für Zeiten! Was für Welten!«

»Kann ich Euch behilflich sein?«, fragte Marie mit leiser Stimme.

Er schüttelte den Kopf. Seine Haare standen zerzaust von seinem Kopf. »Ich muss sie entschwefeln...«

»Entschwefeln?«

»Ja«, stöhnte er und rieb sich die verkrampften Arme. Sein Blick wanderte immer wieder über die hingeworfenen Zeilen. »Ich muss sie überprüfen...«

»Ihr hattet neue Visionen?« Marie hatte sich wieder an den Türpfosten zurückgezogen. Die Riemen ihrer neuen Lederschuhe brannten auf der Haut.

Er nickte erschöpft mit dem Kopf. »Ja, sie nehmen immer mehr Gestalt an. Aber sie müssen mit astrologischen Berechnungen überprüft werden!« Mit einer fahrigen Bewegung wischte er sich schweißverklebte Haarsträhnen aus der Stirn.

»Überprüft?«, fragte sie zögernd und lockerte mit dem Zeigefinger die Schuhriemen.

»Ja, um die echten Weissagungen von Fantastereien zu trennen. Es könnten sich ja welche eingeschlichen haben...« Sein Atem ging noch immer stoßend, als müsste er seine Brust von giftigen Dämpfen befreien. Wie betäubt ließ er sich auf seinen Schemel fallen, der vor seinem Arbeitstisch stand, und wischte leere Papiere zur Seite. Hastig griff er nach den Ephemeriden, zog das Astrolabium unter einem Stapel von Schriften hervor und versank wieder so tief in Grübeleien, als hätten Zeit und Raum keine Bedeutung mehr.

Marie stand wie verloren an der Tür. Langsam tauchte verschwommen das Bild dieses Wanderpredigers vor ihren Augen auf, seine bleichen Lippen, die tief gezogene Kapuze. Ob sich wirklich Manuel darunter verbarg? Ob sie Nostradamus von ihm erzählen sollte? Durfte sie ihn jetzt in seiner Arbeit stören? Nachdenklich fuhr sie sich mit dem Zeigefinger über die Sommersprossennase. Ihre Nasenflügel zitterten, eine plötzliche Kühle fuhr ihr über die Haut. Dann zog sie ganz leise die Holztür hinter sich zu und stahl sich auf Zehenspitzen davon.

Am nächsten Morgen war Nostradamus schon früh auf den Beinen. Das dumpfe Stampfen seiner Schritte hatte Marie aus dem Schlaf geschreckt. Sie blinzelte in zaghaftes Sonnenlicht, das durch schmale Ritzen verstohlen in ihre Kammer fiel. Verschlafen zog sie sich die raue Leinendecke über den Kopf. Das Stroh der Matratze piekte in ihre nackten Beine, aber sie empfand das Nachtlager als Geschenk des Himmels. Wie oft hatte sie zwischen stinkenden Söldnern, verlausten Wegelagerern und herumziehenden Vagantenweibern hinter einem Bretterverschlag auf blanker Erde übernachten müssen! Jedes Mal war sie noch vor Sonnenaufgang aufgewacht, von Wanzen und Flöhen zerbissen. Dennoch hatten sie eng zusammengelegen, froh über die wohltuende Wärme, die andere Körper ausstrahlten.

»Marie?«, hörte sie die ungeduldige Stimme des Arztes. »Zieh das neue Kleid an, das aus dem edlen Stoff aus Lyon. Wir haben eine wichtige Verabredung!«

Als sie in die stickige Küche kam, schöpfte Nostradamus gerade aufgekochtes Wasser aus einem Eisenkessel und goss frischen Tee auf. Trübes Licht fiel grau und behäbig durch ein schmales Fenster und verfiel sich in dem aufsteigenden Dampf aus der Teekanne. Nostradamus wirkte ausgeschlafen. Sein dichtes Kopfhaar war ordentlich gekämmt. Erste graue Haare durchzogen wie winzige Verästelungen den Vollbart, der den Gelehrten zu Eigen war. Er hatte einen eleganten Umhang um die Schultern geworfen, der aus einem Stoff der besten Webereien von Florenz gefertigt war. Das Kragenbündchen seines weißen Hemdes war bestickt. Vorsichtig reichte er ihr eine Tasse von dem köstlich duftenden Tee. »Hier«, sagte er. »Und genieße den Duft, lass das Aroma genüsslich auf der Zunge zergehen. Du weißt um die gegenseitige Beeinflussung von Körper und Seele. Es wird der Tag kommen, an dem quälende Angst in dir aufsteigt, die auf dein körperliches Befinden verheerende Auswirkungen haben wird, *wenn du ihr nicht mit einer positiven Kraft entgegentrittst und deine Mahlzeit nicht frohen Herzens zu dir nimmst. Jede negative Kraft überträgt sich in*

unendlich feiner Schwingung auf die Speisen. Du nimmst sie auf und weißt nicht, warum du plötzlich krank oder verstimmt wirst. Denk an etwas Erfreuliches. So kannst du dein Mahl mit positiver Lebenskraft anreichern...«

Marie nickte und hockte sich mit dem duftenden Tee an den Esstisch. Sie wischte den Samtrock glatt und zupfte das fein gearbeitete Mieder zurecht, das hochgeschnürt und an den Kanten mit Perlen besetzt war. Das widerspenstige Haar hatte sie ordentlich unter eine Haube gesteckt. Trotzdem baumelte schon wieder eine herbstfarbene Locke über ihre Augenbraue.

»Was habt Ihr vor?«, fragte sie, während sie den heißen Tee schlürfte und von den süßen Trauben aß, die zwischen Äpfeln und duftenden Mandeln in einer Tonschale lagen.

»Wir werden Léonard Bandon aufsuchen«, sagte Nostradamus, während er am Fenster lehnte und in den trüben Himmel hochschaute. »Er hat eine eigene Apotheke und als einer der bedeutendsten Pharmakologen Frankreichs ist er sogar Hoflieferant des Königshauses.«

»Braucht Ihr neue Essenzen für Eure Forschungen?«, fragte Marie neugierig. Ihre Augen glänzten, während sie sich heimlich die Finger ableckte.

»Marie!« Er drehte sich verschwörerisch zu ihr um. »Niemand, aber auch niemand darf wissen, was ich für Studien betreibe! Hörst du? Du darfst nie wieder ein Wort darüber verlieren! Auch nicht jemandem, dem du von ganzem Herzen vertraust!«

Marie nickte aufgeregt. »Ja, und gestern, da war...«

»Ich will versuchen, dass ich bei Monsieur Bandon eine angemessene Arbeit finde«, unterbrach Nostradamus sie, während er einen Goldring an den Mittelfinger steckte, auf dem in feiner Goldschmiedearbeit ein Drache eingearbeitet war, der sich um ein »A« schlang. »Und jetzt komm!«

Schon bald gingen sie zielstrebig durch die engen Gassen auf eine Apotheke zu. Das Kupferschild mit der glänzenden Schlange, die sich um einen Stab wand, schimmerte ihnen machtvoll entgegen. In diesem Moment begannen die Glocken des mächtigen Turms der Kirche Saint-Michel zu läuten. Die Klöppel schlugen gegen zwei gusseiserne Glocken, die schweren Töne hallten wie warnende Himmelsboten dumpf durch die Straßen. Marie schaute hoch in das neblige Firmament. Es roch nach Regen. Sehnsüchtig dachte sie an die warme Sonne der Provence, an ihre Eltern, an das windschiefe Haus in der Nähe des Stadtbrunnens...

Als sie die Apotheke betraten, war Monsieur Bandon damit beschäftigt, einem Bauernweib mit hochrotem Gesicht etwas von einer duftenden Tinktur in ein Fläschchen zu füllen. Sie hüstelte verschämt, tupfte sich mit

einem Lappen über die vollen Lippen und zupfte ihre Leinenhaube zurecht. Mit wässrigen Glubschaugen schaute sie auf die schwieligen Hände, die sie jetzt vor ihrem Bauch gefaltet hielt. Monsieur Bandon war ein kleiner, gedrungener Mann, der schon in die Jahre gekommen war. Eine dickliche Nase saß wie ein fleischiger Klumpen in seinem Gesicht, in dem freundliche Äugelchen aufblitzten. Sein gedrungener Hals quoll über dem Stehkragen seines Hemdes hervor, während sein zotteliger Bart wie ausgefranst auf seine Brust herunterhing.

Marie sah sich neugierig um. Die dunklen Holzregale, die hoch bis zur Decke gingen, waren voll gestopft mit gläsernen Gefäßen und Mörsern aus weißem Marmor. Irdene Töpfe standen neben Tiegeln mit angerührten Pasten. In beschrifteten Holzkisten waren, vor Licht geschützt, getrocknete Kräuter aufbewahrt. Aber da! Marie verzog angewidert das Gesicht, schlich aber gespannt näher. In hohen Gläsern lagen in einer Essiglösung Kreuzottern. Aufgeblähte Frösche hingen wie voll gepumpte Schweinsblasen hinter dem Glas. Am Apothekertresen roch es nach Zimt, Thymian und Orangen, hier vermischte sich der Geruch mit beißendem Essig.

Jetzt steckte das Bauernweib das Fläschchen in ihr graues Mieder, zählte ein paar Münzen auf den Verkaufstresen und huschte verlegen zur Ausgangstür. Nostradamus ging lächelnd auf den Apotheker zu.

»Aphrodisiaka?«, fragte er mit verschmitztem Lächeln.

Der Apotheker nickte augenzwinkernd. »Das war ein Rezept, das schon in Griechenland Verwendung fand, wenn die Leibessäfte des Vermählten nicht mehr in Wallung geraten wollten.« Er stieß die Worte kehlig, in einer ungewöhnlich hohen Stimmlage aus. Sie klangen fast gehaucht, als hätte er ein Leiden in der Luftröhre.

»Ja, ich kenne es!«, meinte Nostradamus. »Medusa selbst soll es verfasst haben!«

Monsieur Bandon verneigte sich anerkennend. Die blasse Kopfhaut schimmerte unter seinem spärlichen Haar hervor. »Gratulation!«, bemerkte er wohlwollend mit seinem hohen Stimmchen. »Ich dachte mir gleich, dass Ihr ein Gelehrter seid und nichts mit dem Pöbel auf der Straße zu tun habt.«

»Mein Name ist Michel Nostradamus, ich habe mein ärztliches Examen an der Universität von Montpellier abgelegt und bin auf der Durchreise. Wäre es möglich, für einige Zeit in Eure Dienste zu treten, da Ihr einen herausragenden Ruf genießt?«

»Ihr seid Michel Nostradamus?«, rief Bandon entzückt und schüttelte dessen Hand. »Der berühmte Pestarzt? Es wird mir eine Ehre sein, Euch in meine Dienste nehmen zu dürfen!«

Nostradamus suchte aus der Innentasche seines Umhangs zwei merkwürdig geformte Stücke Bernstein, die er auf den Verkaufstresen fallen ließ. Eines davon hatte eine Phallusform. »Ihr wisst um die Fruchtbarkeitsbehandlung mit Bernstein?«, fragte er.

Monsieur Bandon klatschte in seine kurzen, fleischigen Hände. »Fantastisch! Ich sehe, Ihr seid mein Mann!«

»Wird so etwas jetzt auch in Apotheken verkauft?«, fragte Nostradamus, während er auf die Essiglösungen mit den Schlangen und Fröschen zeigte. Der Apotheker zog Nostradamus am Ärmel hinter sich her in eine versteckte Kammer. »Kommt mit, ich zeige Euch meine neuesten Errungenschaften!«

Marie kräuselte angewidert die Nase, als sie dort ein weiteres Glas entdeckte, in dem ein blassfleischiger Fötus mit einem übergroßen Kopf schwamm. Die Nabelschnur war verquollen und verdreht. Aber anstelle von Armen hatte der Fötus nur kurze Stumpen an den Schultern. In einem anderen war eine Ratte mit zwei Schwänzen zu sehen. Das schwarze, dünne Maul war verzerrt, die spitzen Zähne blitzten auf wie kleine Dolche. In einem dritten Glas schwamm der abgeschnittene Kopf eines Huhnes, dem zwei hautfarbene Ohren zu wachsen schienen und dessen aufgerissene Augen absonderlich verklärt durch die Glaswand schielten.

»Was soll man machen?« Bandon kicherte leise. Kleine Fältchen zogen sich spröde durch seine Lederhaut. »Die Menschen sammeln Missgeburten. Sie lieben das Absonderliche. Ob sie so die Schrecken der Vergangenheit verarbeiten? Es gibt kaum eine wohlhabende Familie am Ort, die nicht so ein missratenes Ungeheuer im Hause aufgestellt hat. Je abstruser, desto lieber. Und sie zahlen Geld dafür, sehr viel Geld!« Seine hohe Stimme klang jetzt zerbrechlich, wie eine dünne Seite, die bald zerspringen würde. Draußen kreischten vollbusige Dirnen auf, die von humpelnden Söldnern und heimkehrenden Seefahrern grölend über den gepflasterten Marktplatz gejagt wurden.

Nostradamus wirkte nachdenklich. »Alles ist ein irrwitziger Tanz auf dem Vulkan. Warum begreifen die Menschen nicht, dass sie ihr Schicksal selbst in der Hand haben?« Marie bemerkte, wie sich sein Blick wieder verschleierte. Er taumelte und fasste mit zitternden Händen nach der Holztheke, um nicht zu fallen. Dann fuhr ein Ruck durch seinen Körper. »Wann kann ich bei Euch anfangen?«

»Kommt morgen in der Frühe. Es wird mir ein großes Vergnügen sein, mit Euch zu arbeiten!« Bandon strahlte und zwirbelte an seinem Zottelbart herum.

In diesem Moment schlappte ein behäbiges Weib in die Apotheke. Ihre verhärmtten Mundwinkel zogen sich in feinen Verästelungen bis zum Kinn

herunter. Auf der faltigen Gesichtshaut wuchsen blassbraune, münzengroße Sonnenflecken.

»Ich hätte gern von Eurem Verjüngungsmittel«, erklärte sie herrisch mit näselnder Stimme.

Nostradamus winkte Bandon kurz zu, während er die Apotheke verließ. Marie schaute sich noch einmal um: Im Schaufenster stand eine Fayence. In die flache Tonschüssel waren Abgüsse von Schlangen eingearbeitet, die sich um Kieselsteine wanden, daneben hockten Flusskrebse und spinnenartige Insekten. Alles war mit einer emaillierten Überflussglasur überzogen. Marie lächelte amüsiert. Ob die feinen Herrschaften sich in solchen Schüsseln ihre Salate zubereiteten?

Als sie in ihren neuen Lederschühchen auf das Pflaster trat, fuhr ein frischer Wind durch die Straßen und wirbelte alte Lumpen und Papiere hoch. Schiefergraue Wolkenberge jagten über das Firmament.

»Was hältst du davon, wenn wir uns zur Feier des Tages ein opulentes Mahl gönnen?«, meinte Nostradamus zufrieden.

»Ich hätte nichts dagegen!« Marie lächelte verschmitzt. Mit zierlichen Schritten lief sie hinter Nostradamus her zu einer Taverne, deren Schild mit dunklem Rost überzogen war. In diesem Moment kletterte ein Schmiedemeister auf eine Leiter, um es gegen ein neues auszutauschen. Darauf war ein seltsam plumpes Tier mit einem Horn am Kopf abgebildet.

»Was ist denn das für ein Fabeltier?«, fragte Marie erstaunt, als sie das gehörnte Wesen entdeckte. Der Wind zauste an ihrer Haube. Die kupferfarbenen, langen Haare hatten sich längst gelöst und wirbelten wie aufgescheucht im Wind.

Nostradamus lachte. »Das ist wohl ein Rhinoceros, von dem Albrecht Dürer erzählte, als er in Agen war.«

»Hat er es leibhaftig gesehen?«

»Nein, nur eine Skizze. Danach hat er dann einen Holzschnitt gefertigt. Das lebende Rhinoceros war ein Geschenk an Papst Leo X. Als es nach Italien gebracht wurde, zerschellte das Schiff bei Genua in einem Sturm. Das Nashorn konnte leider nicht gerettet werden. Und der Papst bekam vom Präparator nur noch den Panzer dieses armen Tiers.«

Marie schaute wie verzaubert zu dem Fabelwesen hoch, das jetzt an einer Eisenkette über der Tavernentür baumelte. Ein nasskalter Wind ließ es aufgeschreckt hin und her schaukeln. Was für verrückte Kreaturen mochten wohl nach der Entdeckung neuer Länder und Seewege noch nach Frankreich eingeschleppt werden?, dachte sie und hielt die Samthaube fest, damit der Wind sie nicht vom Kopf reißen konnte.

Nostradamus öffnete die aus edlen Hölzern gefertigte Eingangstür. Marie schlüpfte in ihrem Samtkleid hinter ihm her. In der Taverne schlug ihnen

stickige Luft entgegen. Sie setzten sich an einen sauber gescheuerten Holztisch, der direkt am Fenster stand. Schummeriges Licht fiel durch das Facettenglas, Tropfen liefen an den Scheiben herunter. Es hatte wohl angefangen zu regnen. Über einer offenen Feuerstelle brutzelte ein Wildschwein am Spieß. Es hatte seine staksigen Beinchen starr nach vorn gestreckt. Es zischte leise, wenn Fetttropfen ins Feuer fielen. Ein köstlicher Duft zog ihnen in die Nase. Der Rauchfang war mit schwarzem Ruß überzogen. An den Wänden hingen die ausgestopften Leiber von riesigen, schillernden Fischen. Sogar ein seltsam grünes Fabelwesen mit dicker Echsenhaut und einem flachen Maul, in dem spitze Zähne steckten, hing an Seilen von der Decke herab. Sie nannten es Krokodil.

An dem Stützbalken neben dem Tresen war die bunt bemalte Galionsfigur eines Segelschiffes angebracht. Es war der nackte Oberkörper eines Weibes, das wohl nach Klippen Ausschau halten sollte. Auf dem Tresen standen alte Weinfässer, aus denen schwerer Rotwein gezapft wurde. Ein dicklicher Wirt mit lockigem Schulterhaar wieselte in ungeahnter Geschmeidigkeit zu ihnen herüber.

»Monsieur?«, fragte er mit einer wohlklingenden Stimme und blinzelte sie mit hellwachen Augen an. Seine hochroten Wangen glänzten wie Speckschwarten. »Was darf ich Euch bringen?«

»Zwei Teller von diesem köstlichen Schweinebraten, etwas weißes Brot und eine Karaffe Rotwein«, bestellte Michel und streckte sich vergnügt, während Marie immer wieder hungrig zu dem knusprigen Schweinebraten hinüberschielte, der langsam am Eisenspieß gedreht wurde.

»Ein paar Minütchen muss das Fleisch noch garen«, säuselte der Wirt und fegte mit einem weißen Tuch die letzten Krumen vom Holztisch. »Dann steht die Sau ganz und gar zu Euren Diensten.« Herzhaft lachend tänzelte er zurück zum Tresen, um Wein abzufüllen.

Da hockten sich drei spitzbübische Seefahrer zu ihnen an den Tisch und schoben Nostradamus ein verknotetes Bündel unter die Nase. Die drei hatten wettergegerbte Haut, ihre wollenen Hemden waren zerschlissen, die weiten Beinkleider von Sonne und Wind ausgebleicht.

»Mir wurde gesagt, Ihr seid der große Arzt und Heiler Nostradamus«, nuschelte einer von ihnen. Er hatte nur noch ein paar faulige Zahnstümpfe, die zwischen seinen eingerissenen Lippen hervorlugten.

»Ja, ja, der bin ich«, lächelte Nostradamus verwundert. »Was kann ich für Euch tun?«

Geschickt löste der zweite mit seinen schwielligen Fingern den Knoten des Bündels und breitete das Tuch auseinander. Darin befand sich der dicke Fladen einer bräunlich grauen Masse.

Marie schnupperte neugierig. »Ist das etwa Hundekot?«

»Aber nein«, flötete der dritte höflich und verbeugte sich ungeschickt. Das linke Auge war unter einer Klappe verborgen. »Nie würden wir es wagen, Euch Hundescheiße anzudrehen!«

Der erste fächerte Nostradamus mit seiner narbigen Hand einen süßlichen Geruch zu. »Wir haben es mit unseren Netzen aus dem Meer gefischt, obwohl noch längst nicht Winter ist.«

Nostradamus stutzte und fuhr mit dem Finger über die glatte Oberfläche. »Amber?«

Der Einäugige nickte heftig und rieb sich aufgeregt die knöchrigen Hände. »Genau! Walscheiße! Was für ein Glück!«

»Und wir dachten, Ihr könntet es gebrauchen«, lispelte der zweite. »Da Ihr doch mit Gerüchen arbeitet!«

Die Augen des Arztes fingen an zu glänzen. Amber! Das war genau das, was ihm für einige Versuche immer gefehlt hatte. Jetzt hatte er ja auch ein Labor, in dem er experimentieren konnte! Und das im September! Nach der Sonnenwende im Dezember konnten schon mal Stückchen am Meeresstrand gefunden werden. Aber um diese Zeit...

»Und es ist noch nicht mal durch den Fuchs gegangen«, juchzte der Einäugige übermütig.

In diesem Moment wieselte der dickliche Wirt herbei und stellte mehrere Becher mit einer großen Weinkaraffe auf den Tisch. Die Seeleute langten beherzt zu.

»Durch den Fuchs gegangen?«, fragte Marie neugierig nach.

»Ja, Füchse sind regelrecht wild auf dies Zeugs!«, versuchte der mit den Zahnstümpfen zu erklären. »Die verschlingen es, als wäre es ein frisch gebratenes Kaninchen. Und dann...«

»Und dann... Nun ja...« Der zweite räusperte sich und verdrehte gekünstelt die Augen. »Wie soll ich das dem jungen Weibe angemessen erklären... Der Amber muss dann ja auch noch durch den Darm des Fuchses...«

»Und in dem Darm des Fuchses gibt es etwas, was vorher auch schon drin war...«, fügte der erste vorsichtig hinzu, während er Marie mit glänzenden Augen anstarrte.

»Genau!«, meinte der Einäugige und nahm einen großen Schluck von dem Rotwein. »Und das ist Fuchsscheiße.«

Der zweite versetzte ihm einen deftigen Stoß, sodass der Wein im Glas überschwappte, und deutete auf Marie. »Benimm dich doch, du Töpel.«

»Entschuldigung, Mademoiselle«, hüstelte er vornehm und spitzte kokett die Lippen, während er mit der Hand einen aufgeregt flatternden Fächer nachahmte. »Jedenfalls kommt dann am hinteren Ende des Fuchses der Amber fast in einem Stück wieder heraus, allerdings mit allerlei dunklen,

übel riechenden Flecken durchsetzt... Und das ist dann die Fuchsscheiße«, platzte er heraus und dröhnte vor Lachen. Die anderen fielen mit ein, während der Einäugige Marie verschmitzt mit dem gesunden Auge zuzwinkerte.

»Aber der hier ist jungfräulich«, meinte der mit den Zahnstümpfen und seufzte, als er wie frisch verliebt über die glatte Oberfläche strich. »Der ist nur einmal ausgeschissen worden.«

In diesem Moment entdeckte Marie das blasse Mädchen mit dem verklebten Blondhaar, das letztens auf dem Marktplatz von dem seltsamen Lied des Spielmanns erzählt hatte. Sie hatte ein paar Sous in ihrer geröteten Hand gehalten, leider viel zu wenig, um die kostbare Salbe kaufen zu können. Jetzt stand sie hinter dem Tresen und lächelte ihr schüchtern zu. Da Nostradamus gerade damit beschäftigt war, den Preis für den Amber auszuhandeln, huschte Marie neugierig zu ihr hinüber und begrüßte sie.

»Was machst du denn hier?«, fragte sie.

»Ich helfe hier manchmal in der Küche aus«, antwortete das Mädchen leise, während sie sich hastig nach dem Wirt umschaute.

»Ich heiße Marie!«

»Und ich Lucie.«

»Hast du heute Abend Zeit?«

Lucie strahlte und nickte. »Wann und wo?«

»Um sechs?«

»Ja, vor der Kirche Saint-Michel. Die kennst du doch.«

In diesem Moment tänzelte der dickliche Wirt auf den Weintresen zu. Seine Äugelchen glänzten. In der einen Hand balancierte er ein hölzernes Tablett mit mehreren Zinnbechern, mit der anderen wischte er sich die Schweißtropfen von der Stirn. Seine rosige Zungenspitze leckte in Erwartung des köstlichen Mahls erregt über die vollen Lippen.

»Mach's gut«, raunte Lucie ihr hastig zu. »Ich freu mich!«

»Ich mich auch!« Marie drückte zart ihre Hand. »Bis heute Abend!«

Geduckt huschte Lucie zurück in einen düsteren Flur, der wohl in die Küche führte. Das Wildschwein am Spieß hatte eine bräunliche Kruste angesetzt, Fettspritzer zischten ins Feuer und ein köstlicher Duft zog durch die Schenke.

Als Marie zum Tisch zurückkam, stemmten die Seeleute sich gerade hoch, während sie den letzten Schluck Wein in ihre Mäuler schütteten.

»Oh, Mademoiselle, darf ich bitten?« Der Einäugige verbeugte sich tief, während er ein wenig wankte, und bot Marie einen Platz an. Dann verabschiedeten sich die drei ausgelassen und torkelten johlend zur Ausgangstür.

»Wozu ist denn das Zeugs da gut?«, fragte Marie und tippte vorsichtig mit dem Zeigefinger auf das weiche Bündel.

»Das ›Zeugs‹ kannst du mit Gold aufwiegen«, sagte Nostradamus mit hintergründigem Lächeln. »Daraus wird Parfüm hergestellt!«

In diesem Moment wuselte der dickliche Wirt mit dem frisch aufgeschnittenen, saftigen Fleisch herbei, das er mit gedünsteten Kastanien servierte. Marie lief das Wasser im Mund zusammen, als sie an der krossen Haut schnupperte.

Kaum hatten sie gegessen, nahm Nostradamus das verknotete Bündel mit dem kostbaren Amber und machte sich auf den Weg zum Apotheker Léonard Bandon.

Marie hatte an diesem Nachmittag frei. Sie wusch ihre störrischen Haare und tupfte sich neue Bleichsalbe gegen Sommersprossen auf die Nase, die Nostradamus aus Ochsen-galle entwickelt hatte. Als sie später durch die engen Gassen und an Türmen mit wundersamen Steinfratzen vorbeispazierte, fühlte sie sich fast ein wenig glücklich. Sie schaute von einer Terrasse, auf der zwei hohe Säulen mit Schiffsschnäbeln aufgestellt waren, hinunter auf die breit dahinfließende Garonne. Das Flusswasser spiegelte trübe das Licht des wolkenbedeckten Firmaments. Wie flüssiger Schiefer schob es sich dem Meer entgegen, vorbei an den hohen Segelschiffen, die im Hafen in einer Flusschleife vor Anker lagen.

Als am frühen Abend die Glockenschläge der Kathedrale Saint-Michel dumpf über den Markt- platz hallten, wartete Marie schon am Glockenturm, der wie ein mahnender Seelenwächter ins Firmament ragte. An der gegenüberliegenden Hausfassade wurden von Steinmetzen gerade Fratzensgesichter, schlangenartige Verzierungen und grinsende Teufelsköpfe angebracht. Seit König Franz I. die hoch entwickelte Kunst der Renaissance in Italien kennen gelernt hatte, wollte er auch in Frankreich diesen Geist zum Leben erwecken. Weiße Marmorskulpturen wurden auf Plätzen und in blühenden Gärten aufgestellt, neue Malereien zierten Hauswände. Darunter standen im Halbdunkel Deserteure, die noch Fetzen ihrer alten Uniform am Leib trugen, und schäkerten mit alten, verlebten Huren, die dankbar für jeden Sou waren. An ihnen tippelten hochnäsige Bürgersfrauen vorbei, die ihre Schultertücher enger um den Körper zurrten, als könnten sie sich so vor dem Ekel schützen, den die Hurerei in ihnen erregte. Spatzen und Tauben zankten sich um Brotkrumen, die ihnen eine Küchenmagd zuwarf, als Lucie atemlos angelaufen kam. Ihr zerschlissenes Kleidchen war vom Tellerwaschen durchnässt, ihre Hände hochrot angelaufen.

»Da bist du ja!«, rief Marie und strahlte.

»Wie schön, dich zu sehen!« Lucie setzte sich mit einem erleichterten Seufzer zu Marie auf ein Steinmüerchen und streckte ihre wunden Finger.

»Ich habe was für dich!« Marie lächelte verschmitzt und zog aus dem Lederbeutel, der an ihrem Gürtel baumelte, ein glasiertes Töpfchen heraus. Lucie sah sie überrascht an. »Die heilende Salbe? Aber ich habe doch nicht genügend Geld...«

»Es ist ein Geschenk!« Marie kicherte leise. »Ich habe mit Nostradamus gesprochen!«

Lucie öffnete das Töpfchen, fuhr ehrfurchtsvoll mit dem Finger durch die weiche Substanz und rieb fast andächtig damit die Hände ein.

»Wohnst du eigentlich auch hier in der Nähe?«, fragte Marie, während Lucie das Töpfchen sorgsam in ihrer Rocktasche verbarg.

»Ich lebe mal hier, mal da«, antwortete sie und senkte verschämt den Blick. »Meine Eltern sind schon lange tot. Früher wohnte ich in der Kammer von Pierre, das ist mein Bruder. Aber der ist aus dem Krieg nicht heimgekehrt und ich wurde rausgeworfen. Obwohl er viel Geld für die Miete hinterlegt hatte.«

»Ist er gefallen?« Marie spürte den tiefen Schmerz von Lucie, der ihr plötzlich wie ein Dolch in den eigenen Leib fuhr und quälende Erinnerungen weckte.

»Gefallen? Pierre? Bestimmt nicht!« Lucie schüttelte energisch den Kopf. »Bestimmt ist er nur verwundet und kommt eines Tages zurück. Pierre meinte immer, ein echter Mann braucht die Bewährung und den Kampf. Er müsse Ruhm und Ehre gewinnen. Der Augenblick des siegreichen Triumphes sei wie der Eintritt ins Himmelreich...«

»... und die Niederlage, als müsste man in die Hölle fahren!«, vollendete Marie leise.

»Ich sagte ihm immer: Deine Seele kommt doch nicht in den Himmel, nur weil du schneller zustechen kannst... Aber dann hat er nur spöttisch seinen Mund verzogen.«

»Er ist im Heer von Franz I. nach Italien mitgezogen?«, fragte Marie.

Lucie nickte und rieb sich über ihre wund gescheuerten Hände, die die Salbe schon ganz in sich aufgesogen hatten. »Jeder Ritter hatte zwei Bogenschützen und zwei Diener. Die mussten ihn wieder aufrichten, wenn er in voller Rüstung vom Pferd gestoßen worden war. Und dann gab es noch einen Fünften...«

»Dein Bruder?«

»Ja. Der Fünfte... war der Schlachter. Er musste dem feindlichen Ritter, wenn der vom Pferd gestoßen war, unter dem Harnisch die Kehle durchschneiden. Oder seinen Herrn verteidigen, wenn sonst jemand es

versuchen sollte...« Lucie rieb sich verstohlen über die Augen. »Pierre war ein unverbesserlicher Sturkopf. Er wollte Ehre und Sieg...«

Marie legte tröstend den Arm um Lucie, die verloren in sich zusammengesunken war, und streichelte ihr über das verklebte Haar.

»Bestimmt kommt er wieder«, sagte Marie leise und biss sich auf die Lippen. »Ganz bestimmt!« Sie wollte nicht weinen. Jetzt nicht!

Inzwischen war es dämmrig geworden. Die ersten Ölfunzeln schimmerten durch die Fenster der Wohnhäuser, flackernde Laternen wurden vor Tavernen aufgehängt.

Plötzlich wurde ein schwächtiger Alter aus einer Gaststätte gedrängt. Er fiel zu Boden, rasselte sich aber schnell wieder auf, um zu flüchten. Einer versetzte ihm eine schallende Ohrfeige, sodass er wieder zusammenbrach. Die anderen, die einen Kreis um ihn gebildet hatten, johlten und klatschten rhythmisch in die Hände. Jetzt rasselte sich der Alte wieder hoch. Der Schein der Laterne fuhr über sein angstverzerrtes Gesicht, sein weißlicher Bart schimmerte auf wie ein Gespinst aus brüchiger Seide.

»Du verfluchte Judensau«, spottete einer mit honigsüßer Stimme. »Es schickt sich nicht für einen gottverdammten Wucherer wie dich, Geld von einem ehrlichen Christen zurückzuverlangen!«

»In Spanien würdest du auf dem Scheiterhaufen brennen«, plärrte ein anderer mit krächzender Stimme.

»Dann wollen wir ihm doch mal einen kleinen Vorgeschmack geben!«, feixte ein Dritter übermütig, während er eine Pechfackel an der Kerzenflamme in der Laterne entzündete. Einer hatte den Alten an den dünnen Oberarmen gepackt, ein anderer umfasste mit eisernem Griff sein Kinn. Der mit der lodernden Fackel schlenderte langsam auf ihn zu.

Marie sprang entsetzt auf. Sie spürte, wie ihr Herz anfang zu rasen. »Was machen die da?«, schrie sie. »Das dürfen die doch nicht!«

Lucie presste ihre Hand auf Maries Lippen. »Pst, sei still. Oder willst du, dass sie dich auch noch packen?«

Der mit der Fackel hielt die lodernde Flamme unter die Bartspitze des Alten. Das Feuer flammte auf, loderte hoch und suchte sich neue Nahrung. Ein greller Schrei hallte über den Platz. Jetzt ließen sie den Alten frei, der davonrannte und in wilder Panik nach seinem brennenden Gesicht schlug.

Marie lehnte ihren Kopf an Lucies Schulter und fing ungehemmt an zu weinen. Das Schluchzen erschütterte ihren ganzen Körper, während diesmal Lucie sie tröstend in die Arme nahm.

»Die Köpfe und Herzen der Menschen sind vergiftet von böartigen Gerüchten«, raunte sie Marie zu. »Hast du von dem Edikt von Fontainebleau gehört? Der Spielmann hat darüber berichtet.«

»Ein Edikt? Das muss ganz neu sein, oder?« Marie wischte sich mit dem Handrücken übers Gesicht. Schmutzschlieren zogen sich über ihre Wangen. »Und was steht da drin?«

»Maurice meinte, es sei gegen Ketzereien aller Art gerichtet. Überall würden Hospitäler und Apotheken geschlossen, weil ja viele Ärzte Juden oder Hugenotten sind. Einer wurde sogar von der Inquisition angeklagt, weil er angeblich eine papsttreue Kranke umgebracht haben soll!«

Maries Blick schweifte in die Ferne, unheilvolle Gedanken wirbelten durch ihren Kopf. Was wäre, wenn hinter der Kutte wirklich Manuel gesteckt hatte? Es hatte sich doch schon herumgesprochen, dass sich Nostradamus hier in Bordeaux aufhielt. Würde Manuel ihn der Inquisition ausliefern?

»Was ist eigentlich mit den bekehrten Juden, ich meine die, die getauft wurden...«, fragte sie plötzlich.

Lucie schüttelte den Kopf. »Hinter denen sind sie auch her. Und wenn sie zehnmal bekehrt und zwanzigmal getauft sind. Es ist das jüdische Blut, das in ihren Adern fließt...«

Marie presste verzweifelt die Lippen aufeinander. Warum hatte sie sich nur bei Manuel verplappert! Wenn Nostradamus etwas zustoßen würde, dann war es ganz allein ihre Schuld. Sie musste sich ihm anvertrauen! Noch in dieser Nacht!

»Tut mir Leid, aber ich muss jetzt los!« Lucie streichelte mit ihren rauen Händen tröstend über Maries Haar. »Die verdreckte Tavernenküche und diese verfluchten, angebrannten Töpfe sind noch zu putzen! Und dann die Feuerstelle mit dem kalten, schmierigen Fett!

Wie ich es hasse, jetzt noch Brunnenwasser zu schöpfen!«

»Musst du ganz allein diese Arbeit verrichten?«, fragte Marie.

»Ja, aber das Schlimmste ist, wenn in der Taverne irgendwer angetrunken in der Ecke hockt und mich mit seinen widerlichen Händen begripschen will...« Lucie schluckte. »Wir sehen uns morgen, ja? Um die gleiche Zeit?«

Marie schluchzte kurz auf. Dann huschte ein zögerliches Lächeln über ihr Gesicht. »Ja, bis morgen, ich freue mich!«

Wie aufgescheucht lief Lucie los, fast lautlos huschte sie über das Straßenpflaster. Das zarte Auftreten ihrer Lederschühchen klang wie hingewischt und verlor sich schon nach wenigen Schritten.

Inzwischen hatten sich die kristallinen Himmelsschalen wie in einem ewigen Kreislauf weitergedreht und alles in verschwiegene Dunkelheit gehüllt. Gleichzeitig lockerten die Wolken auf, einige Sterne glitzerten

zaghaft wie verirrte Lichtsplitter zur Erde herunter. Ein frischer Seewind wehte vom Hafenbecken her den Gestank von verdorbenem Fisch und Seetang durch die Gassen. Marie fröstelte und zog ihr feines Wolltuch enger um die Schultern. Gerade wollte sie zurück zu ihrer Wohnstätte laufen, als die schwere Kirchentür des Seitenportals einen Spalt geöffnet wurde. Ein atemloses Ächzen war zu hören. Ein flirrendes Lichtband durchschnitt die Finsternis. Es war, als hätte sich eine geheime Tür zu einer anderen Welt aufgetan. Da huschte eine düstere Gestalt in einer Priesterkutte auf die Kathedrale zu. Für den Bruchteil eines Atemzugs zeichnete sich ein Gesicht wie ein Scherenschnitt im Gegenlicht der Kerzen ab. Der Mund war leicht geöffnet, die Nase hochgereckt, als wollte jemand die Luft nach unbekanntem Gerüchen absuchen, um das, was in der Finsternis verborgen lag, mit allen Poren der Haut aufzunehmen. Unwillkürlich drückte sich Marie näher an eine Mauer heran. Dann fiel die Tür lautlos ins Schloss.

Manuel? Marie fuhr sich verwirrt durchs Haar, lief die Stufen hoch zum Seitenportal und legte zögernd die Hand auf die Türklinke, die unter ihrer Haut wie kaltes Feuer brannte. Für ein paar Sekunden schloss sie die Augen. Wäre es nicht äußerst gefährlich, das Portal zu öffnen und dem geheimnisvollen Mann nachzuspionieren? Aber war sie das Nostradamus nicht schuldig? Marie presste entschlossen die Lippen zusammen und drückte die Kirchentür einen Spaltbreit auf. Im Seitenschiff vor dem Marienaltar standen dicht gedrängt Gestalten in schwarzen Kutten, die verschwörerisch miteinander tuschelten. Ihre Kapuzenköpfe hatten sie eng zusammengesteckt, Gesichter waren nicht zu erkennen. Sie wirkten wie ein düsteres Riesengeschwulst, das brodelte und kurz davor war, aufzuplatzen. Das sanfte Licht der Altarkerzen ließ die eingelegten Saphiraugen der Heiligen Jungfrau Maria aufblitzen, bunte Blumensträuße in goldumrandeten Vasen wurden in unwirklichen Glanz gehüllt. Plötzlich knallten von links Schritte über die marmornen Bodenplatten. Marie zog blitzschnell die Kirchentür so weit zu, dass nur noch ein haarfeiner Spalt blieb, um durchzulinsen. Kalter Wind fegte ihr von hinten ins Haar und fuhr fröstelnd ihren Rücken herunter. Im mittleren Kirchengang blieb jetzt breitbeinig ein Kerl stehen, der ihr den Rücken zuwandte. Seine Beinkleider steckten in hochgeschnürten Lederstiefeln. Die geflochtenen Zöpfe baumelten bis auf seinen ledernen Brustpanzer herab, der mehrere Einstichlöcher hatte. An seiner Hutkrempe war eine Feder befestigt, so wie es vor einiger Zeit noch die Landsknechte trugen. Am Gürtel hing eine Radschlosspistole, deren Lauf in einer gefährlichen Spitze endete, um für den Nahkampf gewappnet zu sein.

Marie schluckte. Sie musste es tun! Sie musste wissen, was diese geheimnisvolle Bruderschaft zu bedeuten hatte. Wieder drückte sie die Kirchentür auf, schlüpfte hindurch, verschloss sie lautlos hinter sich und huschte auf Zehenspitzen hinter eine der hohen Säulen, die das Kirchengewölbe hielten. Erst jetzt fühlte sie, wie ihre Finger zitterten. Sie spürte den Herzschlag, der ihr Blut wie aufgepeitscht durch die Adern pulsieren ließ. Dann hörte sie das erregte Raunen und gedämpfte Flüstern von Männerstimmen. Es hallte düster durch das hohe Kirchenschiff. Kerzenflammen ließen Lichtflecken über die Wände geistern, die sich in den goldfarbenen Kleiderlitzen der Marienstatue widerspiegelten. Ein betäubender Geruch von verbranntem Weihrauch lag in der Luft.

Marie huschte Säule für Säule näher an die Kapuzenmänner heran. Schleppende Worte drangen zu ihr herüber, erst zaghaft, dann immer lauter, als hätten sie sich aus finsternen Gewölben endlich den Weg zu den Sterblichen gebahnt.

»Der Jude ist heimtückisch wie eine Schlange«, raunte ein Buckliger, dem die Kapuze tief ins Gesicht hing. »Als *recutitus* lässt er sich durch die Taufe unserer heiligen Kirche bekehren. Er streift aber nur die verdorbene Hülle ab, um frisch gehäutet im neuen Gewande daherzukommen.«

»Sie schleimen sich in jede Ständeversammlung, in jedes Gericht ein und höhlen es von innen her aus!«, zischelte es.

»Es lebe Kaiser Franz I. der dieses Edikt erlassen hat. Die Lutheraner, Calvinisten oder wie sich die Hugenotten sonst noch schimpfen, gehören zu dem gleichen Pack. Wie empört war unser König, als man ihm ein Manifest von Luther ans Schlafgemach genagelt hatte!«

»Die Waldenser zelebrieren ihre Riten, als gehörten sie zu unsereins«, schimpfte einer leise.

»Es ist unsere heilige Pflicht, dass wir zu einem Kreuzzug im eigenen Lande aufbrechen!«, rief einer mit gedämpfter Stimme. »Die Scheiterhaufen müssen brennen!«

»Ja, die Scheiterhaufen müssen brennen!«, raunte es verschwörerisch.

In diesem Moment wurde mit lautem Krachen die hohe Kirchentür aufgestoßen, ein Windzug ließ die Kerzen aufflackern. Wilde Schatten huschten über die Wände. Das wirbelnde Licht ließ die bemalten Kirchenfenster aufleuchten. Ein stattlicher Mann in wallender Kutte stapfte geradewegs auf Marie zu, die sich hinter einer Steinsäule versteckt hielt. Sein bleiches Gesicht schimmerte im Licht der Kerzen gespenstisch. Blitzschnell huschte sie in einen der wuchtigen Beichtstühle und zupfte den Samtvorhang hinter sich zu. Mit angehaltenem Atem wartete sie in ihrem stockdunklen Versteck, bis die Schritte verhallt waren. Es roch nach Moder und altem Urin und sie versuchte ein plötzliches Würgen zu unterdrücken.

Dann schob sie langsam den schweren Stoff einen Fingerbreit zur Seite und suchte nach dem Gesicht von Manuel.

»Die ersten Scheiterhaufen sind schon entzündet«, verkündete der Bleiche mit Genugtuung, während die anderen ihn ehrfurchtsvoll umringten. Sein Lockenhaar hing bis auf die Schultern hinunter. Lächelnd fuhr er mit dem Zeigefinger über den gepflegten Schnurrbart, ein Goldring mit eingefasstem Rubin schimmerte auf wie ein Tropfen Blut. »Seit dem Edikt von Fontainebleau sind uns gottlob nicht mehr die Hände gebunden. Im Lubérongebirge lehnen sich die Waldenser gegen die Ansiedlung katholischer Gemeinden in ihren Gebieten auf. Aber überall werden schlagkräftige Armeen von Freiwilligen aufgestellt, um die Ketzer für immer zu vernichten!«

Zustimmendes Raunen und Klatschen war zu hören, während er mit einer knappen Kopfbewegung sein Lockenhaar auf die Schultern warf. Jetzt war unter seinem Umhang der Umriss eines Degens und einer großen Pistole zu erahnen, die unter einem Gürtel steckte.

»Den Hugenotten soll es genauso ergehen!« Die krächzende Stimme des Buckligen überschlug sich fast. »Und den Juden auch!«

In diesem Moment schrie einer der Männer entsetzt auf, als hätte sich ihm soeben der Leibhaftige persönlich gezeigt. Unheimlich hallte der Laut von den Wänden der Kathedrale wider. Vor der Marienstatue sackte einer der Kuttenträger schattenhaft in sich zusammen. Erregtes Getuschel war zu hören. Worte wie »Verräter«, »Spione«, »Ketzer« und »Scheiterhaufen« irrten durch die Kathedrale. Kerzen wurden gelöscht, das Getrappel von Füßen war zu hören. Blitzschnell ließ Marie den Vorhangstoff herunterfallen und drängte sich verängstigt in die äußerste Ecke des Beichtstuhls. Dann schlugen Türen. Schritte verhallten in der Nacht.

Marie blieb wie betäubt in der Ecke sitzen. Was war geschehen? Ob Manuel bei den Kuttenträgern gewesen war? Sie hatte niemanden erkennen können, die Gesichter hatten zu sehr im Schatten der heruntergezogenen Kapuzen gelegen. Eisige Kälte kroch unbarmherzig von den steinernen Bodenfliesen hoch. Marie hauchte in ihre klammen Hände und rieb sich über die kalten Beine. In der Kathedrale war alles still. Oder war da nicht ein Schlurfen zu hören? Ein leises Rascheln? Wieder stockte ihr der Atem und sie lauschte. In unendlicher Langsamkeit schob sie den Vorhang einen Spalt zur Seite. Am Marienaltar flackerte eine letzte Kerze, die wohl nicht richtig gelöscht worden war. Verängstigt ließ Marie ihren Blick durch die Gänge, über Kirchenbänke und an Säulen vorbei wandern, aber niemand war zu sehen. Sie wartete noch *ein* paar unendliche Minuten, dann schlüpfte sie zwischen dem Samtvorhang aus dem Beichtstuhl heraus. Regungslos blieb sie stehen. Das kleine Kerzenlicht ließ die düsteren Säulen, deren

Schatten allmählich mit der Dunkelheit des Kirchenschiffs verschmolzen, noch unheimlicher erscheinen. Da entdeckte sie auf den Steinfliesen vor der Marienstatue eine düstere Gestalt, die leblos ausgestreckt lag. Die Augen des Toten waren weit aufgerissen, eine rote Pfütze breitete sich auf den marmornen Steinfliesen immer weiter aus. Plötzlich sprang mit einem wilden Aufschrei der Bucklige hinter einer Steinsäule hervor und hinkte in ungeahnter Schnelligkeit auf Marie zu. Seine schwarze Kutte wirbelte hoch, als hätte der Teufel ihr Leben eingehaucht. Marie schrie entsetzt auf und rannte wie besessen auf die Kirchentür zu. Ob sie abgeschlossen war? Der Bucklige kreischte und röhrte. Von einem Atemzug zum nächsten war sie schweißdurchnässt. Sie taumelte. Waren es die Hände dieser widerwärtigen Kreatur, die nach ihren Schultern packten? Sie spürte, wie ihr Schultertuch verrutschte. Da, der glänzende Türgriff! Sie zerrte mit aller Kraft, die Flügeltür öffnete sich und Marie stolperte nach draußen. Stand da nicht jemand dicht neben den Stufen? Da war doch ein schattenhaftes Gebilde, das sie regungslos anzustarren schien.

Jetzt stürzte sie los, sprang in einem Satz die Steinstufen hinunter und rannte weiter, während sie messerscharfe Blicke zu spüren glaubte, die mit eisiger Kälte in ihren Körper drangen.

Sie flüchtete durch die engen Gassen der Altstadt weiter, bis sie die Eingangstür ihrer neuen Unterkunft erreicht hatte. Mit einem unterdrückten Schrei riss sie die Holztür auf und verschwand im Treppenhaus.

Endlich stand Marie in der Küche. Fassungslos schnappte sie nach Luft. Das lange Haar klebte schweißnass an ihrem Körper. Die Haut war fiebrig erhitzt, als wäre in ihrem Leib ein flammendes Feuer entzündet. Marie stolperte in ihre Kammer, ließ sich auf das Nachtlager fallen und fiel in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Noch in der Frühe berichtete Marie dem Arzt von ihrem Verdacht, dass Manuel mit den grauenhaften Eitersubstanzen den Wasserbrunnen vergiftet haben könnte. Sie erzählte von der Zusammenrottung der Kuttenträger in der Kathedrale, den Ereignissen im Lubérongebirge und dem grausigen Mord. Und von dem Buckligen, der johlend hinter ihr hergehumpelt war. Ihre leise Stimme klang brüchig, fast wie ein gequältes Tier, das sich Gehör verschaffen wollte. Nostradamus nickte geistesabwesend und fuhr sich mit den Fingern durch den spitz zulaufenden Bart. »Halt die Augen offen«, sagte er mit eindringlichem Unterton und drückte ihre Hand, während er gleichzeitig versuchte, mit seinen eigenen Augen in verschlüsselte Welten einzudringen.

Die nächsten Wochen zog sich Nostradamus ganz in seine Studien zurück. Tagsüber entwickelte er kräftigende Substanzen, heilende Salben und Aphrodisiaka bei Monsieur Bandon in der Apotheke, wo er sich ein kleines Labor eingerichtet hatte. Sein umfangreiches Wissen brachte ihm die Wertschätzung anderer gelehrter Männer aus Bordeaux ein und er war inzwischen nicht nur bei den reichen Bürgern hoch angesehen. Nostradamus lebte unauffällig, er vertrank kein Geld in düsteren Spelunken oder verrufenen Tavernen. Auch konnte ihm niemand genussüchtige Ausschweifungen mit vollbusigen Dirnen nachsagen. Nachts saß er tief versunken über seinen Schriften, berechnete Horoskope, schrieb Abhandlungen und forschte in alten Büchern. Und er versetzte sich in Trance...

Marie verkaufte auf dem Marktplatz vor der Kirche Saint-Michel Marmeladen und Konfitüren, Verjüngungsmittel und Gesundheitstinkturen, die Nostradamus entwickelt hatte. Dabei wies sie auf die Apotheke des Monsieur Bandon hin, in der es noch eine größere Auswahl gab. Das Geschäft florierte. Schon bald wurde der Schneider beauftragt, aus edlen Stoffen neue Kleider zu nähen, und die kleine Wohnstätte von Nostradamus und Marie wurde mit repräsentativen Möbeln ausgestattet. Sogar ein bergamaskischer Teppich wurde im Salon ausgelegt. Zahlreiche kunstvoll eingefasste Spiegel waren dort aufgehängt, sodass der Raum noch heller wirkte, wenn Sonnenlicht über das Spiegelglas strich und so seinen Glanz weitergab. Schon bald waren die hohen Eichenregale mit schweinsledernen Büchern und neuesten Druckerzeugnissen voll gestopft. Die bahnbrecherische Erfindung des Buchdrucks vor ein paar Jahrzehnten erwies sich als wahrer Segen.

Obwohl Nostradamus keinerlei Wert auf überflüssigen Firlefanz legte, kaufte er Kunstwerke aus der Italienischen Schule mit mythologischen Darstellungen, wollte er doch hochgestellten Besuchern einen würdigen Empfang bereiten. Marie wurde als seine Nichte vorgestellt, deren Eltern bei der schwarzen Pest in Agen tragischerweise ums Leben gekommen waren.

Sie traf sich jeden Tag mit Lucie, der sie ihre schreckliche Vermutung über Manuels Geheimnis anvertraute. Allerdings behielt sie für sich, dass Nostradamus jüdische Vorfahren hatte. Auch erzählte sie von dem unheimlichen Mord in der Kathedrale und Lucie erfuhr durch geschicktes Nachfragen in der Taverne, dass niemand eine Leiche vor der Marienstatue entdeckt hatte. Irgendjemand musste sie noch bei Nacht weggeschafft haben...

Die beiden wuchsen in ihren Seelen zusammen wie leibliche Schwestern, die keinerlei Gefühlsregung voreinander verbergen konnten. Fast täglich

gingen sie zu Ämtern und fragten nach Lucies verschollenem Bruder Pierre, aber niemand hatte etwas von ihm gehört.

»Er kommt bestimmt zurück«, meinte Lucie jedes Mal in beharrlichem Glauben.

»Er kommt ganz bestimmt zurück«, antwortete dann Marie und legte zärtlich den Arm um sie.

An diesem Herbsttag war das Firmament von einem leuchtenden Blau, als hätte ein Nachtmahr die düsteren Wolken einfach vom Himmel gewischt und mit sich ins Schattenreich genommen. Der Marktplatz war schon früh am Morgen von fahrenden Händlern bevölkert, die ihre Waren aufbauten. Seidenstoffe und glitzernde Kristalle lagen neben Tischen mit blutigen Ziegenköpfen und gedrechseltem Zedernholz. Marktweiber schleppten verbogene Drahtkörbe mit gackernden Hühnern herbei. In Handwagen wurden schillernde, sich aufbäumende Fischleiber herbeigekarrt. Enthäutete Kaninchen baumelten kopfüber von Bretterbuden, die blutigen Muskeln und Sehnen glänzten in der frühen Morgensonne. Daneben stand auf einem wackeligen Stuhl ein Wunderdoktor mit einem Bauchladen. Er pries heilende Tinkturen für Weiber an, die unsinniges Zeug daherplapperten, wenn ihre Gebärmütter unter dem Einfluss des Mondes die Körpersäfte stark in sich hineinzogen, um sie dann von sich zu geben. Etwas weiter drängte sich ein Grüppchen verlauster Bauern mit Seefahrern vor einem Wahrsager, der auf einem hölzernen Podest marktschreierisch aus seinen Traktaten vorlas.

Ein Geruch nach Thymian und geröstetem Fleisch wehte über den Marktplatz, der jetzt von der wärmenden Morgensonne überflutet wurde. Maries kupferfarbenes Haar leuchtete schon von Weitem wie die blank geschauerten Kessel aus der Taverne. Kleine Lockenkringel fielen über das neue Schultertuch, das in zartgrüner Farbe aufschimmerte. Als Nichte eines hoch angesehenen Gelehrten brauchte sie sich nicht der ständischen Kleiderordnung zu fügen und im ewigen Lumpenbraun der unteren Stände herumzulaufen. Sorgfältig rückte sie emaillierte Töpfchen und Tiegel auf dem Holztisch zurecht, während sie immer wieder einen verstohlenen Blick hinüber zur Kathedrale warf. Aber nichts Auffälliges war zu entdecken. Dann legte sie einen Stapel neuer astrologischer Schriften, die Nostradamus verfasst hatte, zum Verkauf aus. Fast liebevoll strich sie über das Papier, das von einer der neuen Druckerpressen bedruckt worden war.

In letzter Zeit genossen Astrologen nämlich ungeahnten Ruhm, und auch Nostradamus hatte es endlich gewagt, gewisse Prophezeiungen zu veröffentlichen. Es hieß, diese Zeiterscheinung hätte mit der Heirat von Katharina von Medici in die königliche Familie zu tun, hatten die Medicis doch eine besondere Vorliebe für Astrologie und magische Zirkel. Weise

Seher hatten für sie sogar ein Kartenspiel kreiert, das mit Symbolen bemalt war und aus deren Anordnung zueinander Voraussagen zu treffen waren. Man munkelte sogar, dass die französischen Schlösser und herrschaftlichen Höfe – wenn einmal Katharinas Gemahl Heinrich II. zum König von Frankreich gekrönt werden würde – sicherlich zu einem Tummelplatz von Visionären, Kartenlegern, aber auch Scharlatanen heranreifen würden.

Auf den Märkten fanden Bücher wie »Die Ephemeriden« von Johannes Stoeffler reißenden Absatz. Jahrbücher, in denen ungünstige Sternkonstellationen angekündigt waren, wurden mit größtem Interesse verschlungen. In ganz Frankreich wurden Astrologen selbst vom hohen Adel umworben, die sich ihrerseits andienten, um vielleicht eines Tages von Katharina von Medici höchstpersönlich an den königlichen französischen Hof gerufen zu werden.

Die Schriften von Nostradamus wurden in hohen Auflagen nachgedruckt und verbreitet. Die Menschen gierten nach seinen Prophezeiungen, denn die Ereignisse trafen genauso ein, wie er es vorausgesagt hatte.

Als sich Lucie an diesem Morgen in ihrem dünnen Leinenkleidchen zu Marie an den Verkaufstisch drängte, war er bereits von Kundschaft aus allen Ständen dicht umlagert. Weinbauern hofften auf günstige Wetterprognosen, Mägde waren begierig zu erfahren, wann der beste Zeitpunkt war, um Kräuter auszusäen, Äpfel zu ernten und Haare zu schneiden. Auch das neue Büchlein »Traicté de Fardements« über die Zubereitung von Kosmetika, das auch Rezepte für Konfitüren enthielt, war gefragt.

»Komm her«, raunte Marie ihr zu. »Du musst mir helfen. Du kannst die Prophezeiungen verkaufen!«

Sofort fing Lucie an, Münzen aus entgegengestreckten Händen einzusammeln, um sie gegen die begehrte Schrift einzutauschen. Ihr frisch gewaschenes Haar schimmerte seidig und die entzündeten Risse an ihren Händen waren längst verheilt.

»Hättest du eigentlich Lust, mit mir zusammenzuarbeiten?«, fragte Marie verschmitzt.

Lucie sah sie überrascht an. Eine aufflammende Röte huschte über ihr Gesicht. »Du meinst, hier an diesem Verkaufsstand?«

Marie nickte, während sie einer blassen Dienstmagd eine Salbe gegen Sonnenflecken in die kraftlose Hand drückte. »Ja, es gibt hier so viel zu tun. Nostradamus ist einverstanden. Und bezahlt wirst du natürlich auch!«

Lucie drückte Maries Hand. »Dann muss ich nicht wieder in die Taverne?«

Marie kicherte leise, während ihre kupfernen Locken sich sanft hin und her wiegten. »Wenn du es mit mir aushältst...«

Lucie leckte sich über die fein geschwungenen Lippen, schnappte einen Stapel der Druckschriften und streckte sie hoch in die Luft. »Die neueste Ausgabe der Almanache, Prophezeiungen, die im ganzen Land Aufsehen erregen...«, rief sie mit übersprudelnder Stimme. Es schien ihr, als hätte eine überirdische Macht sie aus ihrem düsteren Schicksal herausgehoben, um ihr einen neuen Weg in die Zukunft zu zeigen.

Bis zur Mittagszeit waren sämtliche Schriften ausverkauft. Die beiden Mädchen arbeiteten Hand in Hand, wechselten Münzen, holten Nachschub aus der Apotheke, füllten Salben ab.

»Hast du das Neueste gehört?«, flüsterte ihr Lucie zu. »Maurice, der Spielmann, erzählte, am 14. Februar hätte man in Avignon drei Sonnen am Firmament gesehen.«

»Drei Sonnen?«, raunte Marie ihr zu. »Das ist doch ein sicheres Zeichen des Todes für alle Kranken und Schwachen!« Erschrocken wandte sie sich einem Bettler zu, der auf Krücken herangehumpelt war. Sie drückte ihm ein paar Sous in die schwielige Hand, während er sich schwerfällig verbeugte. Sein zotteliges, staubiges Haar hing ihm wirr ins Gesicht, eine glänzende Narbe zog sich hoch bis zur Stirn.

Plötzlich ging eine seltsame Unruhe um, als hätte sich ein lähmendes Fieber ausgebreitet. Die lauten Stimmen der Marktschreier verstummten, raunendes Getuschel ging von Mund zu Mund. Jetzt schmetterten Fanfaren durch die Luft.

»Macht Platz für den Bediensteten des Königs«, riefen Soldaten mit polierten Helmen und in Brustpanzern.

Mit ihren Hellebarden drängten sie Neugierige zur Seite und stießen Verkaufstische mit Obst, Käse und Rotweinen zur Seite, um dem hohen Gesandten zu Pferde den Weg frei zu machen. Rote Äpfel kullerten über das Pflaster, der Ziegenkäse wurde von den tänzelnden Hufen der nervösen Stute zerstampft. Endlich stand der hohe Gesandte mit seinem Pferd, das sich noch einmal um die eigene Achse drehte, vor der Kathedrale. Er trug ein hermelinbesetztes Barett, sein beigefarbenes Seidenwams war von schwarzen Samtstreifen überzogen. Über seiner Brust hing an einer langen, mit Perlen besetzten Kette ein Goldmedaillon. Jetzt hob er die ringgeschmückte Hand. Es wurde still, selbst das Gemecker der Ziegen verstummte. Die goldenen Trompeten der Garde glänzten in der Sonne. Neben dem Gesandten schwenkte ein Fahnenträger ein Banner mit aufgeblühten Lilien auf blauem Samt, die mit feinen Goldfäden umstickt

waren. Dazwischen leuchtete das eingestickte Wappen Franz' I. der Salamander, dem nachgesagt wurde, dass selbst das Feuer nicht die Kraft hatte, ihn zu verbrennen. Der königliche Salamander spie Feuer, über seinem Kopf schwebte eine Krone und unter seinen Drachentatzen war in stolzer Schrift eingestickt: »Nutrisco et extringo«.

»Was heißt denn das?«, flüsterte Lucie ihrer Freundin zu, während sie auf das königliche Wappen deutete.

»Ich nähre und vernichte«, hörten sie plötzlich die raunende Stimme von Nostradamus, der sich zu ihnen durchgedrängt hatte. Besorgt schaute er zu dem edlen Reiter hinüber. Der Bettler neben ihnen kratzte sich am Hals und knackte einen Floh, den er mit seinen schwieligen Fingerspitzen erwischte hatte.

»Cry de Guerre!«, hallte jetzt die Stimme des königlichen Gesandten über den Marktplatz. »Dies ist eine Bekanntmachung Seiner Majestät König Franz I. Hiermit wird Kaiser Karl V. der Krieg erklärt, dessen Minister Del Casto hinter einem blutrünstigen Attentat steckte. Bei diesem Attentat wurde ein Gesandter Frankreichs am Hofe des türkischen Sultans Sulaiman ermordet. Cry de Guerre! Cry de Guerre!«

Die Fanfarenträger stießen in ihre Trompeten. Die Töne knallten hart wie Schüsse aus den Arkebussen über den Marktplatz. Der Reiter beugte sich zu einem der Räte aus dem Gerichtshof herunter, der sich mit seiner pelzbesetzten Mütze endlich durch die gaffende Menge an ihn herangedrängelt hatte, während die Stute nervös wiehernd immer wieder den Kopf mit der langen Mähne hochwarf. Nach ein paar Minuten brachen sie wieder auf, die Soldaten schoben wieder Menschen zur Seite, um Platz für den hohen Herrn zu schaffen.

»Krieg?«, flüsterte Marie und schaute Nostradamus fragend an. Sein Gesicht wirkte wie versteinert, seine Nasenflügel zitterten. »Jetzt werden auch dafür wieder Truppen wie Vieh zusammengerottet, um sie in die mörderische Schlacht zu schicken«, sagte er mit tonloser Stimme.

»Ob das mit den drei Sonnen zu tun hat?«, fragte Lucie vorsichtig, während sie in ihren neuen Schnürschuhen ein paar Schrittschen näher auf ihn zuing. »Solche Erscheinungen sind doch immer Vorboten von Katastrophen.«

»Drei Sonnen?« Nostradamus schaute sie verwirrt an. »Was weißt du von drei Sonnen?«

Lucie senkte verlegen den Blick. »Man sagt, dass es in Avignon die Erscheinung von drei blutenden Sonnen gegeben hat!«

Nostradamus erstarrte. Mit der Gewalt einer Explosion schoss eine verflissene Vision in seine Erinnerung zurück, die ihn in der Ebene von Glanum nicht weit von den Ziegenhöhlen überwältigt hatte: Drei

gigantische blutende Sonnen waren in rasanter Geschwindigkeit durch das Universum auf ihn zugerollt. Dann war da die Stadt mit unzähligen Toten, die in tiefrotes Licht getaucht wurde... Verwirrt wischte er sich über die Augen, als wollten sie wieder die Grenzen der Zeit durchbrechen. Er ächzte, schnappte nach Luft. Es kam ihm vor, als würde ihm mit eisernem Griff der Brustkorb zgedrückt. Dann wandte er sich gebückt ab und stapfte davon.

»Was können wir nur tun?«, flüsterte Lucie aufgeregt, während ihr ein dicklicher Reisender die Münzen für eine Schönheitscreme in die Hand zählte. »Ob wohl das Heer Karls V. jetzt wieder in die Provence einfallen wird?«

Die Provence war ja das einzige Einfalltor, wenn Frankreich von Süden her angegriffen wurde. Plötzlich erstarrte Marie. Eine düstere Ahnung machte sich in ihren Gedanken breit.

In diesem Fall wäre doch der schwarze Tod ein willkommener Bündnispartner des gegnerischen Heeres. Wenn erst einmal diese tödliche Seuche die Städte entvölkert hatte, war es doch ein leichtes Spiel, das Land zu besetzen. Ob es wohl noch mehr von diesen Glasröhrchen mit den eitrigen Pesterregern gab?

In diesem Moment kreischte Lucie auf und riss Marie zur Seite. Der zerlumpte Bettler hatte eine seiner Krücken hochgerissen und zugeschlagen. Ein Messer wirbelte blitzend in hohem Bogen durch die Luft und landete in einem Stapel Früchte, wo es mit der Spitze in einer gelben Honigmelone stecken blieb. Marie schaute sich entsetzt um und entdeckte, wie ein geduckter Mann in einer Kutte zwischen Marktleuten davonwuselte. Wie betäubt lehnte sie sich an einen riesigen Topf aus Terrakotta, in dem roter Oleander blühte. Die Blüten schimmerten im Sonnenlicht wie riesige Blutstropfen.

»Ich danke Euch!« Marie lächelte dem zerlumpten Krüppel zu, der sich jetzt erschöpft auf seine Holzkrücken stützte.

»Nichts für ungut«, antwortete er mit einer sanften Stimme, die nicht in diesen verkrüppelten Körper zu passen schien. Die Wimpern an seinem linken Auge waren wohl abgebrannt, eine rosige Narbe zog sich breitflächig über seine Wange bis hoch zur Stirn.

»Ich habe nur die Geldstücke abgearbeitet, die Ihr mir zugesteckt habt.« Ein gequältes Lächeln lag auf seinem Gesicht.

»Habt Ihr das Gesicht des Mannes gesehen?«, fragte Marie verwirrt, während sie versuchte, sein Alter zu schätzen. Er mochte nicht mehr als zwanzig Lenze zählen.

Der Krüppel schüttelte den Kopf. Eine verklebte Haarsträhne fiel über die rosig glänzende Narbe. »Die Kapuze war zu tief ins Gesicht gezogen. Ich

sah nur das Messer aufblitzen... aber einen Moment... Seine Lippen waren ungewöhnlich blass.«

Marie glaubte, eine eisige Hand hätte sich um ihren Hals gelegt, um ihr die Luft abzudrücken.

Die nächste Zeit war gezeichnet vom Rad des Schicksals, das sich unaufhörlich weiterdrehte. König Franz I. war inzwischen verstorben, sein Sohn Heinrich II. wurde sein Nachfolger und Katharina von Medici Königin von Frankreich. Der deutsche Kaiser Karl V. war der kriegerischen Auseinandersetzungen müde und zog sich immer mehr in seine Jagdschlösser zurück...

Eines Abends saß Nostradamus nicht wie gewöhnlich über seinen Studien, sondern zerriss Prophezeiungen, Zukunftstraktate und Astrologenschriften, die er stapelweise auf dem Markt eingesammelt hatte, und stopfte sie ins Feuer. Sofort fraßen sich lodernde Flammen durch das Papier, bis es sich nur noch glühend aufwölbte und zu Asche zerfiel.

»Diese verlogenen Astrologen, die das Volk mit ihren Aufzeichnungen zum Narren halten!« Seine Stimme klang äußerst verärgert. »Diese selbst ernannten Propheten, denen es nur um äußeren Ruhm und um Reichtum geht!«

»Aber Ihr übt doch selbst die Astrologie aus«, wandte Marie vorsichtig ein. Sie schaute kurz von dem Holztisch hoch, auf dem Töpfchen neben Tiegeln mit duftenden Ölen, wilden Kräutern und zerstampften Samen standen, und schlug ein Eigelb auf.

»Die astrologischen Berechnungen, die ich aufstelle, haben mit den lächerlichen Prognosen dieser Scharlatane nichts zu tun. Das sind Heuchler, Lügner, Pharisäer, die sich vor dem gemeinen Volk aufplustern wie schillernde Pfaue, um etwas Beifall zu erhaschen.«

Marie beobachtete, wie Nostradamus sich vor das heruntergebrannte Kaminfeuer kniete, um trockenes Holz nachzulegen. Er war sichtlich gelassener geworden.

Noch vor einiger Zeit wäre er wutentbrannt aufgesprungen, um seiner Empörung Luft zu schaffen. Hatte er wirklich seine wilde Leidenschaft zu zügeln gelernt? Um den Wege in die innere Ruhe zu finden, wie Diogenes, der sich in eine alte Tonne zurückgezogen hatte und dort lebte, um sich nur noch dem tiefgründigen Wissen und der Erkenntnis zuzuwenden? Nostradamus hatte ihr einmal von diesem griechischen Philosophen, der vor langer Zeit gelebt hatte, erzählt.

»Ihr meint, die meisten der Astrologen sind Betrüger?«, fragte Marie, während sie das Eigelb schaumig schlug.

»Keine der großen Wissenschaften ist für Gaunerei so empfänglich wie die Prophezeiung. Mit den übelsten Tricks wird versucht, dem

dummgläubigen Volk ein paar Sous aus der Tasche zu ziehen.« Kopfschüttelnd schaute er in das aufflammende Feuer, dessen rötlicher Schein über sein Gesicht tanzte. »Ich betreibe die judicielle Astrologie, das hat mit der einfältigen, volksverdummenden Astrologie nichts zu tun. Sicherlich, es mag sogar eine Reihe von ernsthaften Astrologen geben, die es vermögen, tiefsinnige Berechnungen anzustellen. Aber dann ziehen sie Schlüsse, die aus ihrem eigenen fehlerhaften Geist erwachsen sind.«

Marie nickte nachdenklich. »Und dann sind auch die Prognosen fehlerhaft...«

»Genau! Ihnen fehlt die entscheidende Gabe, in den Raum vorzudringen, in dem die Zeit aufgehoben ist. Wo Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft zusammenfallen.«

»Aber wenn Ihr in diesen Teil des Universums schaut, in dem alles Wissen aufgezeichnet ist, bedeutet es doch, dass Ihr in göttliche Räume schaut...« Marie spürte ein unheimliches Frösteln auf der Haut.

Nostradamus atmete tief durch. »So ist es.«

»Damit könnt Ihr den Plan Gottes offen legen, der unser Schicksal vorherbestimmt hat.«

Zögerlich räusperte sich Nostradamus. »Ich denke nicht, dass unser Schicksal uns vorgegeben ist«, sagte er leise. »Ich glaube, dass jeder die Möglichkeit hat, seinen Weg frei zu wählen.«

Marie starrte ihn entsetzt an. »Aber das sind ketzerische Lehren. Das widerspricht den Gedanken der heiligen katholischen Kirche.«

Nostradamus nickte kaum merklich. »Es widerspricht auch den Lehren Luthers und Calvins. Nur die Jesuiten glauben, dass jeder sein Schicksal selbst bestimmt. Nicht umsonst gründen sie überall Schulen, um Menschen auf ihren Wegen zu begleiten. Aber trotz allem bleibe ich gläubiger Katholik!«

»Aber wenn ich mein Schicksal selbst bestimme, wie wollt Ihr heute sehen, wie ich künftig handeln werde?«

»Ich habe Zugang zu den göttlichen Dimensionen der aufgebrochenen Zeit. Und da sehe ich bereits heute, wie du dich zukünftig entscheiden wirst.«

»Aber die Kriege? Warum lässt Gott das zu?«

»Sind es nicht die Menschen, die sich dazu entschließen? Es ist ein göttliches Gesetz, dass wir selbst lernen sollen, mündig zu werden, unsere Seele weiterzuentwickeln, sie reifen zu lassen in Weisheit und Liebe. Wenn du nur unter Androhung verheerender Strafen die Gebote einhältst, dann ist deine innere Freiheit keinen Sou wert...«

»Und die Schicksalsschläge?«

»Vielleicht sind sie dafür da, dich zur Besinnung zu bringen. Oft erkennt man erst im Nachhinein, wozu sie bestimmt waren. Alles hat seinen Sinn... Ja, für sein Schicksal ist jeder selbst verantwortlich. Und diesen Einblick erhalte ich manchmal in der übergeordneten Dimension außerhalb der Zeit...«

Nostradamus wischte sich mit dem Handrücken über das erhitzte Gesicht. Er schluckte und spürte, wie ein kribbelndes Aufbegehren seine plötzlich fröstelnde Haut zu entflammen schien, als wollte sie innerlich verbrennen. »Aber noch beherrschen die Dimensionen mich!«

»Wie meint Ihr das?« Auch Marie spürte mit einem Mal dieses unsägliche Vibrieren in der Luft, das wie ein prickelnder, glühend heißer Strom ihren Körper durchflutete.

»Ich bin noch nicht in der Lage, selbst zu bestimmen, wann ich die Visionen aufnehmen will.« Nostradamus ächzte leise und rang nach Atem. »Noch stürzen die Ereignisse überraschend auf mich ein und schleudern mich zu Boden. Ich brauche noch die Kenntnis von geheimen Türen, die ich aufstoßen kann, um jenseits der Wahrnehmung anzugelangen.«

Marie wischte sich über die Arme, als wollte sie dieses unliebsame Vibrieren abstreifen.

Sie wusste, wie Nostradamus sich Nacht um Nacht bis zur völligen Erschöpfung abmühte, um in das kristallklare Bild außerhalb seiner Reichweite einzutauchen. Er schwächte seinen Körper durch Fasten, bis er zusammenbrach und Lichter vor seinen Augen tanzten. Er mischte sich aus den Rauschmitteln Mohn, Belladonna und Habichtskraut Getränke und starrte wie in Trance stundenlang in züngelnde Flammen. Oft entstanden keine Bilder, ebenso hätte er versuchen können, Blut aus einem toten Stein zu pressen. Aber war sein Sternbild nicht der Steinbock, der sicheren Fußes über felsige Bergschluchten springt? Der die Weisheit Schritt für Schritt erlangen musste? Saturn war der Herrscher des Steinbocks, der Wächter der Tore, dem der Schlüssel zur Erkenntnis aus der Hand genommen werden musste. Trotzdem wühlte der Mars in seinem Inneren wie Feuer, seine Sehnsucht verbrannte ihn fast wie die Hitze des Vulkans. Doch sein Element war nicht das Feuer, sondern die Erde, das Wissen, die Weisheit...

»Woher kommt nur diese innere Stimme?«, sagte er mit gepresster Stimme. »Sie weiß mehr, als sämtliche alte Schriften mir sagen könnten. Sie ist klüger als der erfahrenste medizinische Gelehrte. Wer ist es nur, der mir diese Eingebungen zuflüstert, der sich mir mitteilen will? Oder ist es meine eigene, mir gegebene Fähigkeit?« Nostradamus überlegte kurz, schüttelte dann aber energisch den Kopf. »Nein, da ist etwas, was von außen in mich dringt. Wie kann ich nur diese rätselhaften Bilder, die mich

oft ganz plötzlich überwältigen, jederzeit, wann ich es wünsche, aus dem Universum auftauchen lassen?«

Nostradamus saß in sich zusammengesunken vor dem lodernden Feuer und verbarg das Gesicht zwischen seinen Händen. Jetzt war es ganz ruhig, selbst das Knacken der trockenen Äste klang wie raschelndes Laub, als hätte es sich ganz in sich selbst zurückgezogen.

Marie bestreute das geschlagene Eigelb mit Zucker und zerstoßenen Weizenkörnern und rührte noch eine Messerspitze Zimt mit ein paar Tropfen Rosen- und Minzöl darunter. Mit einer Holzpresse träufelte sie den süßen Saft einer ganzen Traube in das Getränk und vermischte alles gut.

»Hier, euer Kraftelixier«, sagte sie leise und reichte Nostradamus das Schälchen.

»Noch nicht«, antwortete er mit ruhiger Stimme. »Die Zutaten brauchen ihre Zeit, damit ihre Wirkstoffe einander begegnen. Sie müssen sich verbinden und verändern, bevor sie in den Körper gelangen. Alles braucht Zeit, alles braucht seine Zeit, um zu wachsen und zu werden... alles braucht Zeit!« Mit einem leisen Aufstöhnen legte er den Kopf auf seine verschränkten Unterarme.

Marie stellte die Schüssel vor das Küchenfenster und schaute hinunter auf die schmale Gasse, in die kaum Sonnenlicht fiel. Die weißen Hauben der Dienstmägde huschten wie helle Flecken über das Pflaster. Möwen hockten auf Häusergiebeln, um im geeigneten Moment herunterzuschießen und Nachlässigen mit ihren scharfen Raubtierschnäbeln ein Stück Brotkruste aus den Händen zu reißen. Im Kamin knackte das trockene Holz unter den auflodernden Flammen jetzt, als würden gedämpfte Schüsse abgefeuert. Marie zuckte jedes Mal zusammen. Und da waren sie wieder, diese Bilder: Lucies Aufschrei, das Zuschlagen der Holzkrücke, das wirbelnde Messer, der geduckte Wanderprediger, der sich blitzartig in der Menge verlor. Über alles breitete sich ein zersplittertes Bildnis von unendlich bleichen Lippen.

In diesem Moment hallte aufgeregtes Türschlagen durch das Treppenhaus. Jemand polterte mit drängenden Schritten die schmale Holzterrasse hoch und riss die Eingangstür auf. Es war Monsieur Bandon, der mit einem versiegelten Brief winkte.

»Monsieur Nostradamus«, stieß er in seiner hohen Stimmlage hervor, während er nach Luft schnappte. »Ein Brief! Ein dringlicher Brief!«

Nostradamus wandte sich vom flackernden Kamin ab und ging auf den Apotheker zu. »Ist er an mich gerichtet?«

Monsieur Bandon hielt ihm mit seinen kurzen, fleischigen Fingern den Briefumschlag entgegen. Darauf war mit zierlicher, aber selbstbewusster Schrift seine Anschrift notiert.

»Und hier«, fuhr der Apotheker fort und drehte den Briefumschlag mit einer überschwänglichen Geste um. »Seht selbst!«

Nostradamus zögerte. »Das sind die Siegel der Krone...«

Der Apotheker nickte unentwegt. Sein ausgefranster Bart, in dem sich ein paar Brotkrumen verfangen hatten, wippte auf und ab. »Er wurde heute Morgen von einem reitenden Boten gebracht und unterliegt höchster Geheimhaltung«, hüstelte er, während die Äugelchen in seinem hochroten Gesicht eingeschüchtert auf das Schriftstück schauten. »Katharina von Medici, die Gemahlin des Königs...«

»Katharina von Medici?« Nostradamus fuhr sich erregt durch die Haare und räusperte sich. »Ein Brief von der Königin?«

Monsieur Bandon fächelte sich mit seiner Hand Luft zu und fuhr mit dem Zeigefinger unter seinen schweißnassen Stehkragen. »Sie bittet um medizinischen Beistand...«

»Sie ist doch nicht etwa erkrankt?« Nostradamus sah ihn bestürzt an, während Bandon seinen Kopf hin und her wiegte. Sein zerzaustes Haar sah im Gegenlicht des flackernden Kaminfeuers aus wie zottelige Schafswolle, die unbedingt geschoren werden musste. Jetzt wölbte er die Lippen trichterartig vor und wisperte Nostradamus zu: »Sie hat von Euren Weissagungen Kenntnis erhalten und bittet Euch zu Hofe. Außerdem fragt sie nach einem Mittel gegen... Unfruchtbarkeit.«

Michel schluckte. »Aber sie ist doch – wie man weiß – längst schon wieder in anderen Umständen...«

»Mag sein, dass sie an einer Zofe Eure medizinischen Fähigkeiten testen will.« Monsieur Bandon verschluckte sich und hustete keuchend, während er hervorstieß: »Kennt Ihr da nicht ein sicheres Mittel, das uns nicht zum Gespött des Hofes werden lässt?«

»Lasst mich überlegen...« Nostradamus fuhr sich langsam mit dem Zeigefinger über die zerfurchte Stirn, während Bandon die Hände faltete und flehentlich dem Firmament entgegenstreckte. »Mon Dieu! Steh uns bei! So mancher Medicus soll ja in tiefen Kerkern qualvoll verendet sein, nur weil heilende Rezepturen nicht wirken wollten.«

Nostradamus zog belustigt die Augenbrauen zusammen. »Keine Angst, Monsieur, wir haben ja nichts mit den Rezepten Isidors zu tun. Oder wollt Ihr etwa empfehlen, Froschgebeine in Kleider einzunähen oder Wildschweinhoden um den Hals zu tragen?« Er lachte laut auf, griff nach seinem Umhang und stapfte aus dem Zimmer. »Lasst uns in Euer Labor gehen!«

Monsieur Bandon schnappte noch einmal tief nach Luft, wippte auf den Zehenspitzen hoch und runter und lief in Windeseile hinter Nostradamus her. Ohne zu fragen, schloss Marie sich an.

Im Labor blubberten in Phiolen Flüssigkeiten, die verdampften, sich in schnabelartigen Glasröhrchen niederschlugen und als milchige Flüssigkeit in Gläser tropften. Betörende Düfte durchzogen den Raum. Es waren süßliche und blumige Duftnoten, die sich mit dem Aroma zarter Vanille und Mandelblüten mischten. In einem düsteren Regal entdeckte Marie ein hohes Glas, in dem in einer Essigsubstanz ein tot geborenes Kind schwamm. Aus seinem Hals wucherte wie eine ausgestreckte Hand eine krebsartige Geschwulst, die aufgerissenen Äuglein waren fest an die Scheibe gedrückt. Marie schüttelte sich und wandte sich den beiden Keramikkrügen zu, in denen Nostradamus das kostbare verarbeitete Amber aufbewahrte. Im ersten schimmerte gräuliches Pulver auf, fein zerstoßener Amber, den er unter großer Hitze getrocknet hatte, wie es in den alten Schriften der Griechen zu lesen war. Einen Teil davon hatte er mit Alkohol versetzt, den er in dem zweiten, bauchigen Keramikkrug aufbewahrte. Marie wischte sich mit den schwitzigen Fingern über die Schürze, nahm vorsichtig einen gläsernen Stab und hob den gewölbten Deckel hoch, der wie eine kostbare Kuppel auf dem Krug lag. Es war nämlich ihre Aufgabe, diese Substanz so oft wie möglich umzurühren, damit sie in Bewegung war. Sie hob ihre Nase und schnupperte enttäuscht. Noch war nichts von diesem sagenumwobenen Wundermittel zu riechen, das den Frucht- und Blütenölen betörendes Leben einhauchen und edlen Damen eine unwiderstehlich anziehende Aura verleihen sollte. Marie biss sich auf die Lippen, um nicht plötzlich loszukichern. Was hatten die drei Seeleute in der Taverne damals erzählt? Dass Füchse von dem betäubenden Duft des Ambers derart angezogen waren, dass sie die gesamte Masse sofort gierig in sich hineinschlängen? Nicht auszudenken, wenn das Parfüm bei Liebhabern ähnliche Auswirkungen zeigte...

Am späten Nachmittag zogen düstere Wolkenberge auf, an deren Kanten blutrot die letzten Sonnenstrahlen aufflammten. Die aufgequollenen Gewitterwolken schoben sich in rasender Geschwindigkeit auf die Stadt zu. Ein aufwirbelnder Wind fegte durch die Gassen und die Menschen beeilten sich, in ihre Wohnhäuser zurückzukehren. Marie stand im Salon genau dort, wo sich auf dem geknüpften Seidenteppich rankende Verzierungen zu einer Rosette verbanden. Von hier wurde ihr Bild von allen Wandspiegeln gleichzeitig zurückgeworfen und widergespiegelt, als würde sie in unendlicher Vervielfältigung in einem unbekanntem Raum versinken. Sie schlang ein altes, krätziges Leinentuch um die Schulter und schob mit dem Zeigefinger widerspenstige Locken unter die tief sitzende Haube, was sich in den kunstvoll gefertigten Spiegeln in tausendfacher Weise wiederholte. Dann lief sie los. Geduckt rannte sie an den Hauswänden vorbei, ließ ihren Blick durch verfallene Torbögen und fast menschenleere Seitenstraßen

huschen, während sie das Schultertuch über Mund und Nase schob, um nicht doch von ihrem unbekanntem Verfolger erkannt zu werden. Immer wieder schoben sich die Bilder von der niederkrachenden Krücke, von dem hochfliegenden Messer und dem davonlaufenden Wanderprediger vor ihre Augen. Obwohl Nostradamus sorgfältig ihr Horoskop durchforscht und mehrmals versichert hatte, dass ihr nichts zustoßen würde, spürte sie ein unheimliches Zittern, das ihren Körper durchzog. Wieder glaubte sie, heimlich beobachtet zu werden. Am liebsten hätte sie laut aufgeschrien, um diese Blicke, die sich über ihren Rücken tasteten, abschütteln zu können. Jetzt hatte Marie die verwinkelte Gasse erreicht, die sich ganz in der Nähe des Hafens befand und in der Lucies Kammer lag. Gestank von Unrat, der in Fäulnis übergegangen war, stieg ihr in die Nase. Schwärme von Fliegen tanzten wie ein schwarzes Banner auf und nieder. Ein krachendes Donnern hallte aus der Ferne herüber. Erste Tropfen klatschten auf den staubigen Weg, der bald aussah, als würden sich schwarz schwelende Pestbeulen hochschieben.

»Lucie, mach auf!« Marie hämmerte gegen den Bretterschlag, der in Lucies Behausung führte, während ein peitschender Wind ihr durch die Kleider fuhr. Jetzt prasselte der Regen mit ungeahnter Wucht nieder, Hagelkörner zischten wie kleine, weiße Geschosse zur Erde. Und schon drängte sich Marie in Lucies Kammer.

»Gerade noch mal Glück gehabt«, lachte sie und rieb sich über das klitschnasse Gesicht. Als sie hochschaute, sah sie, dass Lucie nicht alleine war. An den Holztisch gelehnt stand nachdenklich Maurice, der Spielmann, seine Laute lag hinter ihm. Er zupfte an einer der letzten Perlen, mit denen der bläuliche Samt seiner Weste bestickt war. Schimmernd kullerte sie in seine hohle Hand. Seine dunklen Wimpern glänzten im Licht der flackernden Öllampe auf, während der Hauch von einem Lächeln über sein Gesicht huschte.

»Da bist du ja«, sagte er mit unterdrückter Stimme. »Wir dachten schon, du schaffst es nicht mehr vor dem Unwetter.«

»Unheil breitet sich aus!«, raunte Lucie ihr zu.

»Ein neuer Krieg? Die Inquisition? Die Pest?«, fragte Marie verunsichert, während sie zwischen den beiden hin und her schaute. Irgendeine unheilsame Schwingung schien durch die Bretterritzen zu strömen und sich wie eine wabernde Giftwolke auszudehnen, um alles unter sich zu ersticken.

Maurice räusperte sich. »Die Pest ist wie ein schlafendes Ungeheuer, das sich immer wieder aufbäumt und längst noch nicht besiegt ist. Trotzdem hat es sich wohl im Moment in sein unterirdisches Höhlenlabyrinth

zurückgezogen. Aber keiner weiß, wann und wo es wieder todbringend über das Land herfallen wird.«

Lucie setzte sich leise auf ihr Strohlager und tupfte vorsichtig Spucke auf die von Flöhen zerstochnen Beine, während sie mit einem seltsamen Glitzern in den Augen zu Maurice hochschaute.

»Von Kaiser Karl ist nichts zu befürchten«, fuhr er leise fort. »Der hat nach der Niederlage von Metz seine Truppen wohl endgültig abgezogen...«

»Dann ist es die Inquisition?«, fragte Marie vorsichtig.

Lucie nickte und flüsterte, als ob sie jemand trotz des prasselnden Regens hinter der Bretterwand belauschen könnte. »Die Verfolgung und Bestrafung von so genannten Ketzern ist an Grausamkeit kaum noch zu überbieten!«

Marie schaute erschrocken hoch. Dann war es also doch wahr, was man sich erzählte. Noch heute hatten Marktweiber im Treppenhaus hinter vorgehaltener Hand getuschelt, dass regelrecht Jagd auf Hugenotten gemacht würde.

»Aber gottlob bekommen wir Bauern immer mehr Zulauf«, hatte die eine geraunt, während sie drohend die Faust geballt hatte. Ihre Gesichtshaut war vom Wetter dunkel gegerbt gewesen, eine verwachsene Narbe hatte sich wie eine fettige Schliere über die gebrochene Nase bis hoch zur Stirn gezogen. »Krieg und Pest haben uns genug ins Leid gestürzt. Was müssen die vom Königshaus mitsamt ihren anverwandten fetten Bischöfen und feisten Kardinälen uns Landbevölkerung jetzt auch noch mit ungeheuerlichen Abgaben ausbluten?«

»Weg mit der Salzsteuer!«, hatte ein zweites Weib gezischelt. Sie wirkte wie ausgedörrt, als hätte das Elend sämtliche Lebenskraft aus ihr herausgesaugt. Mit ihren dürren Fingern hatte sie ihren Leinenrock gelüpfert. Darunter hatte ein Messer aufgeblitzt, das in einem ledernen Band an ihrem sehnigen Oberschenkel befestigt war. »Was bleibt uns denn noch als unser Kampf ums Leben!«

»Hat der hurengeile und korrupte Papst denn überhaupt das Recht, im Überfluss zu schwelgen und sich Stellvertreter Gottes zu nennen?«, hatte eine Dritte mit gefletschten Zähnen gemurrt. »Während unsereins im Elend dahinsiecht? Ob unser Herr Jesus Christus dafür am Kreuze gestorben ist?«

Die Gedanken Luthers fielen auf fruchtbaren Boden, man munkelte, sogar der halbe königliche Hof wäre von der Ketzerei angesteckt. Selbst die neue Königin Katharina von Medici hatte man in calvinistischen Schriften lesen sehen.

»Welch bösertige Heuchelei«, hatte die Dürre ausgestoßen. »Einerseits blättern sie selbst in verbotenen Schriften, andererseits lassen sie Scheiterhaufen entzünden.«

Der Wind fuhr jetzt wie ein rasendes Ungeheuer ums Haus, um nachlässig gezimmerte Bretter aus der Holzwand zu reißen und hochzuwirbeln.

Marie fuhr sich durch das lockige Haar, das noch etwas feucht war. Ihre Haube, die nach Lavendel und Zimt roch, legte sie über die Lehne eines wackeligen Stuhls.

Der Spielmann nahm seine Laute in die Hand und zupfte sanft über die Saiten, sodass Töne wie aus Seide gewebt durch die Kammer tanzten. »Sogar die Almanache von Nostradamus werden im königlichen Schloss gelesen. Ich weiß es von Jacques, einem Poeten aus dem erlesenen Kreis *La Pléiade*, wo sie von Hand zu Hand weitergegeben werden.« Jetzt strich er heftiger über die Saiten, als wollte er seine flüsternde Stimme übertönen. »Aber es gibt Neider, die Nostradamus einen Ketzer und Zauberer nennen. Einer hat ihn sogar verdächtigt, einen Pakt mit dem Teufel geschlossen zu haben.«

Eine seltsame Melodie in ungewohnter Tonfolge durchzog wie fein gesponnenes Gewebe die Kammer. Ein süßlicher Duft von Feigen und Honig vermischte sich mit dem tranigen Geruch des verbrannten Öls aus der Funzel.

Als das Unwetter sich ausgetobt hatte, tröpfelte nur noch ein feiner Nieselregen vom Firmament, an dem vereinzelt Sterne aufblinkten. Marie drängte sich mit dem Spielmann und Lucie, die sie heimbegleiteten, eng an Hauswänden vorbei. Gassen und Wege, die nicht gepflastert waren, hatten sich in eine morastige Schlammbrühe verwandelt. Der Unrat schwamm aufgeweicht in Schmutzbächen davon, die hinunter in die Garonne abgeleitet wurden.

Schon ein paar Tage später ließ Nostradamus eine Reisekutsche anspannen, um mit dem Elixier zum königlichen Schloss der Valois von Tarascon aufzubrechen. Marie hatte alle Überredungskünste angewandt, um mitfahren zu dürfen. Und endlich waren ihre Ledertaschen auf dem Kutschendach verschnürt und Marie konnte sich neben Nostradamus auf die gepolsterte Sitzbank fallen lassen. Zufrieden zupfte sie ihr bequemes Reisekleid zurecht, das nur mit einem Ledergürtel zusammengehalten war.

»Pass gut auf die Wohnung auf«, rief sie Lucie zu, die während ihrer Abwesenheit nach dem Rechten schauen sollte. Lucie strahlte. Ihr blondes Haar umspielte ihr zart gerötetes Gesicht, das im frühen Morgenlicht wie durchsichtiges Wachs schimmerte.

»Keine Angst, ich werde sie hüten wie meinen Augapfel!« Lucie winkte ihr übermütig zu.

»Und kommt gesund zurück!«, rief Monsieur Bandon, der aufgeregt seinen dunklen Hut zwischen den Händen drehte. Sein Gesicht war

verschwitzt, der zottelige Bart bauschte sich über seinem Stehkragen. »Und berichtet, was Königin Katharina von Medici von dem neuen betörenden Parfüm zu berichten hat!«

Der Kutscher hockte gebeugt und in eine Pferddecke gehüllt auf dem Kutschbock und ließ die Lederpeitsche zwischen seinen Fingern hin und her wandern. Zwei dunkelbraune Stuten tänzelten in ihrem Geschirr unruhig auf der Stelle, bis Nostradamus endlich das Zeichen zur Abreise gab. Mit lautem Schnalzen und Peitschenknallen wurden sie angetrieben. Ein Ruck – und die Kalesche setzte sich in Bewegung. Langsam trabten die jungen Pferde über das Marktpflaster, während Marie einen letzten Blick zur Kirche Saint-Michel hinüberwarf. Die hohen Pforten waren geschlossen. Die steinerne Fratze schien ihr spöttisch die lange Zunge rauszustrecken. Erleichtert atmete sie auf, jetzt konnte ihr wirklich nichts mehr passieren! Behaglich lehnte sie sich in die Kissen zurück und genoss den Blick auf die vorbeifliegende Landschaft. In den hügeligen Weinbergen arbeiteten Bauern, die mit ihren hohen Weidenkörben wie kleine Spielzeugfiguren zwischen den Rebstöcken hin und her tanzten, um die reifen Trauben zu pflücken. Ob es beim königlichen Schloss auch Weinberge gab? Aber Pfauen mit schillerndem Gefieder sollten in den großzügig angelegten Gärten auf jeden Fall herumstolzieren, zwischen Orangenhainen mit goldgelben Früchten und violetten Stauden. Vielleicht fand ja auch gerade ein Ritterturnier statt. Oder eine italienische Schauspielertruppe amüsierte den Hof bei einem bunten Maskenball...

»Was ist das eigentlich für eine Frau, diese Katharina von Medici?«, fragte sie plötzlich Nostradamus, der wieder in alten Schriften blätterte.

»Katharina von Medici?« Nostradamus legte nachdenklich die Abhandlungen beiseite. »Nun ja, sie ist eine äußerst willensstarke Persönlichkeit. Schon seit frühester Kindheit war sie verwaist. Und da hat ihr Großonkel, Papst Clemens VII. höchstpersönlich den Bund zwischen Italien und Frankreich geknüpft: Mit vierzehn Jahren ist sie in Marseille Heinrich II. angetraut worden.«

»Mit vierzehn Jahren? Und Heinrich? War er auch schon so alt, wie Ihr es wart, als Ihr... als Ihr...« Marie stockte. Schamesröte stieg wie glühende Morgenhitze in ihr Gesicht.

Nostradamus lächelte verschmitzt. »Nein, nicht so ›uralt‹ wie ich, vierzig Jahre! Heinrich war vierzehn, als sie heirateten. Genauso alt wie sie.«

Marie schüttelte sich. Noch in diesem Jahr würde auch sie dieses Alter erreichen. Aber würde sie es jemals ertragen können, mit einem wildfremden Mann das Hochzeitsbett zu teilen?

»Es muss eine überaus prunkvolle Hochzeit gewesen sein«, fuhr Nostradamus fort, während er durch das Kutschenfenster die

vorbeifliegende Landschaft betrachtete. »In perlenbestickten Brokatgewändern ist die junge Katharina mit ihrem Gefolge von Italien nach Frankreich gesegelt. Die Segelschiffe waren mit purpurner Seide und schillerndem Damast ausgekleidet. Auf den Schiffsbrücken hat die päpstliche Garde in glänzenden Helmen und blitzenden Hellebarden salutiert... Aber der überfließende Reichtum, die Edelsteinketten, die blitzenden Gemmen werden sich eines Tages in Würgeschlangen verwandeln, an denen sie jämmerlich ersticken.«

Marie spürte die aufsteigende Hitze, die in seinem gebeugten Körper plötzlich hochpeitschte und ihn in wilden Aufruhr versetzte. Die Augen hatte er verdreht, nur das Weiße blitzte auf. Jetzt schrie er gellend auf, als würden seine Eingeweide mit glühenden Zangen traktiert. Mit einem ächzenden Stöhnen sackte er in einen Schwebestand, der einer Todesstarre glich, bis er schweißüberströmt in sich zusammensackte.

»Die Feder«, keuchte er benommen, als er zitternd versuchte die Augenlider zu heben. Sie flatterten wie verängstigte Falter, denen jegliche Lebenskraft genommen war. Marie reichte ihm noch frisch geschöpftes Papier, das er ihr aus der Hand riss, um in Eile die flammenden Bilder festzuhalten, die sich schon wieder in nebligen Dunst auflösen wollten. Das Holpern der Kutschenräder ließ die schimmernde Gänsefeder immer wieder wegrutschen, als würde sie Nostradamus von Schwarzgeistern aus der Hand gerissen.

»Gib mir eine Birne«, ächzte er und langte in seinem Arztkoffer nach einem spitzen Messer, während Marie ihm eine der saftigen Früchte aus dem Korb entgegenhielt. Er legte mit zitternden Fingern die Birne so auf ein Brettchen, dass der vordere Teil darüber hinausragte. Den Fruchtkorb stellte er genau darunter. Dann hob er die Hand, das blitzende Messer stürzte senkrecht auf die saftige Frucht zu und hieb ihr die Spitze mit dem Stiel ab.

»So wird der König von Frankreich sterben. Sie werden ihm den Kopf abschlagen«, ächzte er, während wieder das Weiße in seinen Augen aufblitzte. »Mit einer Maschine, die sie *Quillotine* nennen. Ein haarfeines, schräges Messer fällt von oben herab und durchtrennt seinen Hals. Blut spritzt auf. Überall Blut. Der Kopf fällt vornüber geradewegs in einen Korb, den die Henker bereitgestellt haben. Und dann: Aufschreie! Tumult! Aufruhr! Sie stürmen das Gefängnis, wieder Blut, Flammen! Mit der Höllenmaschine jagen sie sich gegenseitig. Sie sterben. Zu Tausenden. Revolte! Umsturz! Die Königin, sie wird von der Quillotine geköpft.« Er rang nach Luft, wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht und ächzte wie unter quälendem Schmerz.

»Aber wann? Wann wird das sein?«, fragte Marie gehetzt.

»Ich werde es noch genau berechnen müssen, aber ich nehme an, in mehr als zweihundert Jahren.«

Nostradamus griff nach der Trinkflasche aus Ziegenleder und trank sie fast leer, als hätte er sich in einem körperlichen Wettstreit völlig verausgabt. Das gleichmäßige Trappeln der Pferdehufe und das schnalzende Antreiben des Kutschers wirkten beruhigend. Endlich sank er zurück in die Polsterkissen der Kutsche, als hätte er in die schützende Wirklichkeit zurückgefunden. Wieder versteckte Nostradamus das Schriftstück in einem ledernen Umschlag unter seinem Wams. Die Schriften waren inzwischen zu einem beachtlichen Stapel angewachsen, einem Werk, das in nächtlichem Dunkel und quälendem Schmerz geboren war.

»Ist sie denn glücklich?«, fragte Marie zaghaft, nachdem er allmählich wieder zur Ruhe gekommen schien.

»Wer soll glücklich sein?« Nostradamus schüttelte verwirrt den Kopf. Seine Stimme klang brüchig, als wäre sie von Rost zerfressen.

»Katharina von Medici«, sagte Marie vorsichtig und zwirbelte an einer der vorwitzigen Locken, die sich wieder aus ihrem fest geflochtenen Zopf gelöst hatten.

»Glück, was für ein extravagantes Wort!« Er stöhnte tief auf. »Bei solchen Vermählungen geht es nicht um Liebesglück, sondern um den Rausch der Macht, um Überlegenheit der Herrschaftshäuser. Nachkommen heiraten nicht, sie werden verheiratet.«

Marie presste eigensinnig die Lippen aufeinander. Sie würde es nie gestatten, sich von irgendeinem angeheirateten Widerling küssen zu lassen! Sie tastete sich unauffällig über Schenkel und Hüften. Da sollte sie jemand berühren, der sie bis auf den Grund ihrer Seele ekelte? Niemals! Wie auf einem gesponnenen Seidenfaden tanzten ihre Gedanken zu Manuel, mit dem sie sich so verbunden gefühlt und dem sie so vertraut hatte. Sie spürte das Brennen in ihren Augen, das schließlich ihren ganzen Körper erfasste, als wollte ein sehnsüchtiges Feuer sie von innen heraus verzehren. Wie sehr hungerte sie danach, trotz allem in Erinnerungen zu versinken, die zärtliche Wärme seiner Umarmung zu spüren, den Hauch seiner Lippen zu kosten! Doch dann zerbrachen die Bilder. Die Umrisse verschwammen zu einem Trugbild, aus dem höhnisch Manuels Fratze herausgrinste.

Unauffällig wischte sich Marie mit dem Handrücken übers Gesicht. Die Tränen verklebten eine der widerspenstigen Haarlocken, die ihr über die Augen fielen. Ob die tiefe Verletztheit, der Missbrauch der Seele nicht noch schmerzhafter war als der des Körpers?

»Heinrich II. herrscht jetzt über Frankreich«, fuhr Nostradamus mit halb geschlossenen Augenlidern fort. »Und Diane de Poitiers beherrscht ihn.«

Marie räusperte sich, als könnte sie das Zittern in ihrer Stimme einfach hinunterschlucken. »Diane de Poitiers?«, sagte sie endlich und wischte sich die feuchte Locke von der Wange. »Was hat sie denn mit dem König zu tun?«

»Die Herzogin von Valentinois ist seine Mätresse, obwohl sie zwanzig Jahre älter ist als er.« Nostradamus rieb sich über die schmerzenden Handgelenke, die ihn neuerdings plagten, und fuhr spöttisch fort: »Sie lenkt im Verborgenen das Schicksal des Landes, während der neue König Jagdgesellschaften gibt und ausschweifende Feste feiert, bis er dann spät in der Nacht in den immer noch sehr wohl geformten Armen seiner Mätresse liegt.«

»Und Katharina...?«

»Es heißt, sie wäre nicht sonderlich hübsch, aber äußerst willensstark und intelligent. Sie wird wie eine Löwin für ihre Kinder kämpfen.«

»Ihre Kinder? Weshalb muss sie dafür kämpfen?« Marie schaute ihn überrascht an.

Nostradamus starrte geistesabwesend aus dem Kutschenfenster in die Ferne. Ob er die vorbeiziehende, hügelige Landschaft mit den Pinienwäldern überhaupt wahrnahm? Oder das römische Mausoleum und die kleine Kirche, die sich mit ihrem quadratischen Glockenturm an die Bruchsteinmauern eines Klosters anzulehnen schien?

»Sie wird... sieben Kinder bekommen«, sagte er vorsichtig. Für den Bruchteil einer Sekunde flammte in seinem Gesicht unbändiges Entsetzen auf. Eine düstere Gruft hatte sich in einem eiskalten Bild vor seine Augen geschoben. Sieben weiße Gesichtchen schwebten wie bleiche Todesmasken aus der sirrenden Finsternis auf ihn zu, näher und näher. Mit tief liegendem, leerem Blick starrten sie ihn an. Jetzt senkte Nostradamus den Kopf und faltete seufzend die Hände. Marie betrachtete sein kurz geschnittenes, welliges Haar, das unter seinem viereckigen Doktorhut hervorschaute. Es glänzte an einigen Stellen wie das silbrige Glitzern der Olivenhaine. Die Wimpern seiner geschlossenen Augen lagen wie bleierne Flügel auf den düsteren Augenringen, die mit bizarren Fältchen durchzogen waren. Lag jetzt Trauer auf seinem Gesicht? Oder war es zehrender Schmerz, weil er nicht in das Weltgeschehen eingreifen konnte? Mit einer fahrigen Geste griff er wieder nach seinen Schriften, als hätte er ein irdisches Gelübde abgelegt, sich dem Studium der geheimen Wissenschaften mit Leib und Seele zu widmen.

Das gleichmäßige Trappeln der Pferdehufe und das Ruckeln der Kutschenräder machten müde. Marie schaute aus dem Fenster und versuchte auf Eingebungen zu horchen, wie Nostradamus es tat. Aber trotzdem trug ihre heimliche Sehnsucht sie wieder zu Manuel. Warum

konnte sie dieses unsichtbare Band mit ihm nicht einfach kappen? Sie stellte sich über dem Meer ein langes Schiffstau vor, das von einer riesigen Eisenschere durchschnitten wurde und endlich über der Weite des Ozeans auseinander driftete.

Allmählich ließ die Abendsonne die Felder in Licht versinken, sie sahen aus, als wären sie mit einer rot glühenden Farbe übermalt.

Plötzlich knallten Schüsse durch den Abend. Der Kutscher schrie erschrocken auf und schlug mit Peitschenhieben auf die verängstigten Pferde ein. Marie hörte aufgeregtes Schnauben und Wiehern. Die Kutsche taumelte und schaukelte gefährlich zur Seite. Nostradamus verstaute hastig die Schriften in seinem Arztkoffer, während er geduckt aus dem Fenster lugte. Die Räder holperten über Steine, die Kutsche flog hoch und Marie und der Arzt wurden auf ihren Bänken mit aller Wucht hin und her geschleudert. Da entdeckte Marie in einem abgelegenen Dorf eine hohe Rauchsäule. Jetzt schlugen Flammen hoch und loderten hell auf, als wäre ein übergroßer Scheiterhaufen entzündet. Der wilde Schrei eines Kindes hallte durch die Nacht. Kurz und grausam bäumte er sich auf, bis er im Flammenmeer erstickte.

»Ein Hugenottendorf! Das ist erst der Anfang. Dieses Elend! Dieser Schmerz, durch den Menschen einander schuldig werden!« Nostradamus legte schützend den Arm um Marie und fügte in tiefer Betroffenheit leise hinzu: »Diese Schuld ist so unermesslich, dass sie nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann!«

Marie vergrub ihr Gesicht unter seinen aufgebauchten Ärmeln. Was meinte er nur damit? Wieder hatte sie so vieles nicht verstanden. Da hallte eine ferne Stimme durch ihre Gedanken: »Alles braucht seine Zeit! Alles muss reifen!«

Endlich ratterte die Kutsche durch eine geöffnete Toreinfahrt in den Hof eines Gasthauses. Wie besessen sprang der Kutscher vom Bock und humpelte gebeugt auf die Eichentüre zu, die er zuwarf und mit einem Eisenriegel versperrte. Die Pferddecke hatte er schützend um Kopf und Schultern gebunden. Dann lief er auf die schweißtriefenden Pferde zu, denen weißer Schaum vom Maul tropfte, und klopfte ihnen besänftigend über das zuckende Fell. Das Firmament war jetzt von einer schmutzig blauen Farbe überzogen. Kein einziger Stern schimmerte durch die dichte Wolkendecke. Das zaghafte Licht einer Laterne flackerte neben der Eingangstür auf, die in den Gasthof führte. Auf einer Holzplanke blätterte dicke Farbe ab, mit der ungelenk »François« aufgemalt worden war.

»Geht Ihr in den Gasthof aufs Zimmer, dort ist es am sichersten. Ich versorge die Pferde, das Gepäck bringe ich nach«, hörte Marie die gedämpfte Stimme des Kutschers, der die Stuten abschrirte und in einen

Stall zerrte. Das aufgebrachte Schnauben beruhigte sich allmählich, das Stampfen der Hufe wurde leiser. Marie beobachtete, wie dem gebeugten Kutscher im Gegenlicht der Stalllaterne die Pferddecke vom Kopf rutschte. Jetzt richtete er sich auf und kämte sich mit einer fahrigen Handbewegung sein schulterlanges Haar nach hinten.

Nostradamus hatte Brot und etwas Käse auf die Kammer bringen lassen. Während Marie sich in einem winzigen Stübchen für die Nacht zurechtmachte, saß Nostradamus schon wieder über einen Holztisch gebeugt und kratzte im flackernden Licht einer Talgkerze mit einem Gänsekiel Sätze aufs Papier.

»Ich werde sie verschlüsseln müssen!«, flüsterte er aufgeregt, als hätte ein neuer Gedanke von ihm Besitz genommen. »Viele werden die Wahrheit nicht ertragen können, werden sich in Verzweiflung in den Tod stürzen. Andere werden sie für ihre Machtspiele zurechtbiegen und missbrauchen. Die Menschen sind noch nicht reif, die Wahrheit im Innersten zu begreifen! Ich werde alles verschlüsseln!«

»Was werdet Ihr verschlüsseln?«, fragte Marie leise, während sie auf nackten Füßen in seine Kammer trat. In der Hand hielt sie eine Bürste mit Wildschweinborsten. Mit kräftigen Strichen kämte sie durch ihr Lockenhaar, das jetzt weich und geschmeidig über ihre Schultern fiel.

Nostradamus wirkte aufgewühlt. Seine Augenlider zuckten, während er sich mit zitternden Fingern durchs erhitzte Gesicht fuhr. »Die Prophezeiungen! Die Prophezeiungen, an denen ich schon seit geraumer Zeit schreibe. Ich werde sie mit einem geheimen Kode verschlüsseln, dass nur die Weisesten, die reif für die Wahrheit sind, sie verstehen werden.«

»Mit einem geheimen Kode? Wie wollt Ihr das anstellen?«

»Dieser Kode wird nur wenigen Auserwählten zugänglich sein«, flüsterte er verschwörerisch, während er lächelte. »Genauso werde ich es machen! Ganz genauso.

Ich werde mit Symbolen arbeiten, und nur wer den Sinn dieser Symbole kennt, wird den Inhalt begreifen. Dummköpfe werden sich daran versuchen, werden sie zerpfücken, neu zusammensetzen und Zahlenmethoden entwickeln, um die Bedeutung aufzubrechen, genauso wie die Elemente aufgebrochen werden, um den Stein der Weisen zu finden. Aber nur den Weisen wird sich der Sinn offenbaren.«

Marie stand immer noch barfuß mit der Bürste in der Hand an der Türschwelle. Das Kerzenlicht flackerte auf, taumelnde Schatten wischten über die grob verputzten Wände mit den schweren Holzbalken, als Nostradamus aufsprang.

»Ich werde die Prophezeiungen *Centurien* nennen!« Aufgebracht lief er hin und her, sein schöpferischer Geist schien sich mit der Welt der

Eingebung zu verknüpfen. »Ich werde sie in hundert Gruppen von etwa hundert Versen aufteilen. Ein Vers wird aus vier Zeilen bestehen, die sich abwechselnd reimen, in einer zehnsilbigen Struktur.«

»Und alles wird mit der Zukunft zu tun haben?«

Nostradamus nickte. »Sie werden sich über eine Zukunft von über achthundert Jahren erstrecken, wenn Jupiter und Saturn einen bestimmten Zyklus vollenden, den Zyklus des Höheren.«

»Aber was ist das für ein geheimnisvoller Kode, von dem Ihr sprach?« Marie spürte, wie auch sie von dieser knisternden Unruhe angesteckt wurde.

»Es ist die grüne Sprache, die verschlüsselte Sprache der herausragendsten Alchimisten und Propheten unserer Zeit, wie Paracelsus es nannte. Nur wenige verfügen über die Fähigkeit, diese Geheimsprache zu entschlüsseln!« Nostradamus spuckte die Worte aus, als wären sie von glühender Erkenntnis umwoben.

»Und wie sieht diese Geheimsprache aus?«, fragte Marie angespannt.

Nostradamus räusperte sich kurz. Mit gehetzter Stimme fuhr er fort: »Diese Geheimsprache beruht auf einer jahrhundertealten Weissagetradition. Es ist ein ganz bestimmter Schreibstil. Worte und Strukturen werden innerhalb von Sätzen verborgen, die bereits einen Sinn aufweisen. Der Unwissende glaubt, die offensichtliche Bedeutung in einem Satz in Versform zu erkennen. In Wirklichkeit aber ist dahinter eine verborgene und verschlüsselte Bedeutung, der wahre Sinn enthalten.«

Marie nickte. »Ich verstehe. Und der lässt sich nur von jemandem entschlüsseln, der mit den Regeln dieser Sprache vertraut ist...«

Nostradamus schaute wie gebannt auf seine Papiere. »Es ist ein mehrschichtiger Schreibstil voller Andeutungen, Verdrehungen, Symbolen, der sich an die Eingeweihten eines besonderen Reiches wendet. Alles andere vermittelt nur die Illusion einer Bedeutung.«

Wie hypnotisiert griff er nach dem Gänsekiel, während der gläserne Blick seiner halb geöffneten Augen in die Ferne gerichtet war. Marie sah ihm ein paar Minuten zu, wie seine Lippen nach Worten suchten, sie formten und verwarfen. Auf Zehenspitzen schlich sie in ihr Stübchen. Ein Hauch von Sichelmond fiel durch vorbeiziehende Schleierwolken. Ganz weit in der Ferne glimmte ein Feuerschein, der teuflisch durch die Nacht blinzelte.

Schon früh am nächsten Morgen war die Kutsche angespannt. Das glänzende Fell der beiden Stuten war frisch gestriegelt, ihre Mähnen von verklebtem Dreck sauber gebürstet. Das Gepäck wurde auf dem Dach verschnürt, während Marie und Nostradamus in den geöffneten Verschlag kletterten. Michel nahm sofort wieder Papiere auf seinen Schoß, um weitere Visionen in Reime zu fassen.

»Seid Ihr heute Nacht mit Euren Notizen weitergekommen?«, fragte Marie neugierig.

Er versuchte zu lächeln. »Es sind nicht nur Notizen, die plump zu Reimen versponnen sind. Erst sehr viel später wird erkannt werden, dass in ihnen auch ein höchst kunstvolles Versmaß steckt, das so manches grauenhafte Geschehen beinhaltet.«

Marie blinzelte auf seine Schriften. »Was ist das für ein seltsames Wort: ›Americh?‹«

»Amerika? So wird einst das Land bezeichnet werden, das vor ein paar Jahrzehnten von Seefahrern im fernen Ozean entdeckt wurde. Aber ich werde es auch weiterhin Indien nennen...«

Weiter las Marie auf dem Papier: *Fettes Indien...*

»Es ist ein Land, das in großem Überfluss leben wird...« Nostradamus fuhr sich mit der Hand über die faltige Stirn, als wollte er hereinstürzende Bilder für einen wohltuenden Moment verscheuchen.

Marie lief es kalt den Rücken runter. Tatsächlich war mit Segelschiffen der Seeweg nach Indien entdeckt worden. Quer über den weiten Ozean waren sie gesegelt, ohne am Ende der Weltenscheibe hinunterzufallen. Wie konnte es nur sein, dass die Erde eine Kugel war, die frei im Weltall schwebte? Und wenn die kristallinen Schalen, die sich über das Firmament drehten und an denen die Planeten und Sterne befestigt waren, auch nicht existierten? Wo war die göttliche Ordnung? Wo war die schützende Hand, die über die himmlische Schöpfung gebreitet war?

»Eine verkehrte Welt«, flüsterte sie, als sie aus dem Fenster hoch ins strahlendblaue Firmament schaute, vor dem sich düstere Regenwolken unter lichthelle Zirren schoben. »Als würde alles Kopf stehen!«

In diesem Moment knallte die Peitsche des Kutschers auf. Schnalzen war zu hören und die Pferde setzten sich wiehernd in Trab. Marie schaute nachdenklich aus dem Fenster. Die Sonne wölbte sich gleißend rot in vibrierendem Dunst den Horizont empor. Und wenn sie sich tatsächlich nicht um die Erde drehte, wie Nostradamus es prophezeite, sondern die Erde um die Sonne?, überlegte sie. Wenn die Welt wirklich nicht der Mittelpunkt des Universums war? Was war dann hinter den Planeten und dem dichten Glitzerband der Milchstraße?

Weit in der Ferne entdeckte Marie eine riesige Soldatenarmee. Sie sah aus wie ein düsterer Fluss, der sich zwischen Hügeln, Pinienwäldern und lang gezogenen Ebenen hindurchschlängelte und aus dem Lanzen und Arkebusen, aber auch Schlagstöcke und Mistgabeln herausragten. Der frühe Morgenwind wehte ein gleichmäßiges Quietschen herüber, das sich durch das dumpfe Rattern der Kutschenräder seinen Weg bahnte.

»Das sind Papstfeldschlangen«, sagte Nostradamus mit ahnungsvollem Blick. »Artilleriegeschütze, die vom Papst gespendet wurden, um im Heiligen Kreuzzug gegen die Ketzer siegreich zu sein.«

Der Kutscher schnalzte wieder heftig mit der Zunge und trieb mit Peitschenknall die jungen Pferde an. Da zog der Geruch nach verbrannter Erde wie der letzte Lebenshauch eines Bauerndorfes durch das Kaleschenfenster. Marie spürte Übelkeit in sich aufsteigen. Erinnerungsfetzen der letzten Kirchenpredigt tanzten durch ihren Kopf. Sie sah den Pfarrer auf der goldverzierten Kanzel, der seine fleischigen Lippen bewegte, als wäre er ein fetter Karpfen, der nach Luft schnappte. »Und wie sagt schon Ignatius von Loyola?«, hatte er den Gläubigen entgegengedonnert. »Bisweilen verlangt die Kirche von ihren Gläubigen sogar die Todsünde!«

Marie schüttelte sich. Stand nicht auch in der Bibel: »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst«?

Als die Kutsche am frühen Abend dem königlichen Schloss entgegenratterte, war der Himmel mit dreckigen Schlierenwolken überzogen. Ein kühler Wind wehte durch die engen Gassen, in denen gerade die Stunde der Wölfe in Menschenkleidern angebrochen war. Düstere Schatten von Einbrechern und Mördern huschten über die Mauern. Das Licht der Kutschenlaterne fiel auf Torbögen, wo gefallene Mädchen ihre Dienste anboten. Endlich bogen die Pferde auf dem Schlosshof ein, wo die Schweizergarde gerade die hohen Holztore verrammeln wollte. Die Fackeln, die während der Nacht die Ecken des Hofes ausleuchten sollten, waren schon entzündet.

Marie und Nostradamus wurden von Bediensteten über den gepflasterten Platz zum Schloss geführt. Nur der königlichen Familie war es vorbehalten, auf einer Sänfte oder hoch zu Ross den Hof zu überqueren. Im Palais standen auf den Stufen der weitläufigen Steintreppen Bogenschützen. Hausdiener entzündeten Fackeln, um die düsteren Treppen, verzweigten Flure und kostbaren Säle zu erhellen, denn Paläste hatten nachts ihre eigenen geheimen Bezirke, in denen es Verbrechen, Blut und Verschwörung gab.

Ein gedrungenener Kammerdiener mit wieselflinken Augen brachte die beiden in einen weitläufigen, kostbar ausgestatteten Vorraum. Dort wurden sie von dem alten Konnetabel höchstpersönlich begrüßt, der hinter vorgehaltener Hand als der »Tratschfreund« der Königin bezeichnet wurde. Neugierige Hofdamen und gepuderte Edelleute in üppigem Samt und golddurchwirktem Damast standen tuschelnd beieinander, während sie den berühmten Arzt und Astrologen verstohlen musterten. Eine vorwitzige Zofe mit hochrotem Gesicht tippelte auf Nostradamus zu und knickste

ehrerbietig, während sie ihm die geöffnete Hand entgegenstreckte und ihn bat, ihr Geschick in Liebesdingen vorauszusagen. Sofort war er von kichernden Dienstmägden und erwartungsvollen Höflingen umringt.

Der Kammerdiener klatschte energisch in die Hände und schob die Höflinge auseinander, um Nostradamus den Weg zu bahnen. »Etwas mehr Geduld! Als Erstes verlangt die Königin nach unserem Gast!«

Marie huschte hinter Nostradamus her, der jetzt durch einen mit Mosaiken und Wandteppichen ausgestatteten Gang zur Königin geführt wurde. In Wandleuchtern brannten Dutzende von Kerzen, die warmes Licht verbreiteten. Vor einer hohen, mit goldenen Ornamenten verzierten Tür blieb der Konnetabel stehen und schob die Wachposten zur Seite.

»Ihr sollt euch zum Treppenabsatz zurückziehen«, befahl er ihnen, klopfte gegen die goldverzierten Türflügel und öffnete sie ehrerbietig, um Nostradamus Eintritt zu gewähren. Marie sah für den Bruchteil einer Sekunde Katharina von Medici. Sie war dunkel gekleidet, das hochgeschlossene Gewand umschmeichelte nicht ihre gedrungene Statue. Ihre bleichen Gesichtszüge wirkten zutiefst verhärtet, als hätten sich Demütigungen und Verletzungen tief in ihre Haut eingegraben. Dann wurde die Tür wieder geschlossen, selbst der Konnetabel wurde fortgeschickt. Die Königin wünschte ein Gespräch unter vier Augen. Marie blieb allein auf dem Gang zurück. Alles war ruhig. Auf einmal bemerkte sie, dass das eine Türportal nicht richtig ins Schloss gefallen war. Auf Zehenspitzen schlich sie näher. Ihr Kleid aus venezianischer Seide raschelte leise, als sie sich bückte und durch das Schlüsselloch linste. Schon bald konnte sie erste Wortfetzen aufschnappen.

»Und meine Kinder, meine sieben Nachkommen?«, hörte sie die energische Stimme der Königin. »Welches Schicksal wird auf meine vier Söhne zukommen?«

Marie erschrak. Hatte Nostradamus nicht in einer Gruft sieben junge, bleiche Gesichter gesehen? Hatte er nicht gesagt, dass Prinzessin Claude im Kindsbett sterben würde? Dass Katharinas Lieblingssohn Henri von Valois von einem Mörder erdolcht werden würde? Dass François mit zwölf Jahren für eine Kinderehe mit der schottischen Königstochter Maria Stuart ausersehen und schon bald sterben würde? Dass der kleine, traurige Charles mit neun Jahren zum König gekrönt werden würde? Einer nach dem anderen sollte König werden und durch mörderischen Tod sterben! Wie sollte Nostradamus das der Königin nahe bringen? Vielleicht würde sie ihn aus Empörung über seine dreisten Weissagungen in den Kerker werfen lassen!

»Ich sehe vier Kronen«, hörte Marie jetzt seine bedächtige Stimme. »Majestät, alle Eure Söhne werden herausragende Positionen haben, einer nach dem anderen.

Und Ihr aber werdet die Macht in den Händen behalten und alles erleben, so wie Ihr es wünscht.«

»So werde ich im Hintergrund die Fäden ziehen können? Ausgezeichnet! Die Macht ist mir das Wichtigste, alles andere ist uninteressant.« Ihre Stimme klang verbittert. »Und Seine Majestät Heinrich II.? Was ist mit ihm und seiner... Mätresse Diane de Poitiers?«

Marie hielt den Atem an, als Nostradamus Katharina von Medici einen Bogen Pergament überreichte.

»Eine Vision, die ich für Eure Majestät notiert habe.« Er verbeugte sich, während sie die seltsamen Worte vorlas:

»Le lyon jeune le vieux surmontera En champs bellique par singulier duelle, Dans cage d'or les yeux lui crèvera Deux classes une, puis mourir mort cruelle..... was hat das zu bedeuten?«

Nostradamus zögerte, dann erklärte er mit wohlklingender Stimme, die ein wenig gehetzt klang: »Nun, so wie ich es niedergeschrieben habe: Der junge Löwe wird den alten bei einem seltsamen Turnier auf dem Kampfplatz besiegen. Er wird ihn bei einem der Kämpfe ins Auge treffen, durch den goldenen Käfig. Und er wird bald darauf eines grausamen Todes sterben.«

»Wer wird sterben?« Katharina von Medicis Stimme klang sirrend wie ein spitzer Pfeil, der aus einer Armbrust abgeschossen wurde. »Ihr meint Seine Majestät Heinrich II.?«

»So ist es!« Nostradamus wirkte bedrückt. »Er wird sterben!«

Ein grausames Lachen hallte durch den Saal. »So wird die Macht auf meine Kinder übergehen? Auf meine geliebten Kinder!«

Marie fuhr erschrocken zurück, als Schritte durch den Gang hallten. Der Konnetabel brachte höchstpersönlich Wein und Braten für den hohen Gast. Dann führte er Marie zu ihrem reich ausgestatteten Schlafgemach, wo ein köstliches Mahl für sie bereitstand. Nach dem Essen schmiegte sie sich schon bald in die weichen Kissen des einladenden Bettes und versank in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Kaum waren sie ein paar Tage später nach erfolgreichen Debatten wieder aufgebrochen und kutschierten auf der staubigen Landstraße nach Bordeaux zurück, galoppierte ihnen aus der Ferne drängend und aufbegehend ein Reiter mit wehendem Umhang entgegen. Vor der aufgehenden Sonne, die jetzt im glühenden Licht am rötlichen Horizont stand, zeichnete er sich wie ein düsterer Schicksalsbote ab. Endlich war das starre Gesicht des Reiters

zu erkennen, aus dem zwei übermüdete Augen hervorblitzten. Er war bleich, als hätte er eine Totenmaske übergezogen. Jetzt hatte er die Kutsche erreicht. Er griff in sein Wams und suchte nach einem zusammengefalteten Stück Papier.

»Maître de Notredame«, stieß er atemlos hervor, während sein dunkler Fuchs benommen die Mähne schüttelte. »Ich forsche schon seit Tagen nach Euch! Ihr werdet dringend vom Senat der Stadt Aix ersucht, Eurer Pflicht als Arzt nachzukommen und Euren Beitrag zu leisten.«

»Als Arzt?« Nostradamus' alarmierter Blick schien den Boten wie eine Machete zu durchdringen. »Ihr wollt doch nicht etwa sagen...«

Der Reiter fuhr sich durch den stoppeligen Bart, aus dem der Schweiß tropfte, und öffnete seinen engen Kragen. »Doch, Monsieur...«, keuchte er. Erschöpft kippte er vom Pferd und sank bewusstlos zu Boden. Aus seinem Mund sickerte Blut, schwarze Beulen bedeckten seinen rot gescheuerten Hals.

Nach zwei Tagesreisen hielt die Kutsche vor der Stadt Aix. Es war diesig, eine fröstelnde Kühle hatte sich über das Land gelegt. Die Befestigungsanlagen schimmerten durch den Nebeldunst wie düstere Kolosse. Die Wachtürme waren verlassen, die Tore hingen wie übergroße Flügel leblos in ihren Angeln. Der bucklige Kutscher, der mit einem schmutzigen Tuch sein Gesicht verhüllt hatte, hob gerade die Reisetaschen vom Kutschendach. Marie schnupperte. War da nicht ein Geruch nach frischer Pfefferminze? Warum hatte sie eigentlich den Kutscher noch nie zu Gesicht bekommen?, ging es ihr plötzlich durch den Kopf. Von einer seltsamen Ahnung getrieben, schlich sie auf ihn zu und riss ihm den alten Leinenlappen vom Kopf. Entsetzt schrie sie auf. Ein frisch vernarbtes Gesicht, rosig glänzend wie eine Wachshaut, starrte ihr mit weit aufgerissenen Augen entgegen. Sie schnappte ihre Ledertasche und lief Nostradamus hinterher, der schon die Eingangstore passiert hatte.

An den Straßenecken standen Ärzte in ledernen Brustpanzern und schwenkten Weihrauchkessel, in denen Moschus, Aloe und andere Kräuter brannten. Ein junges Weib im selbst genähten Totenhemd stolperte barfuß auf die schmutzige Gasse, in der sich stinkender Unrat sammelte. Ihre aufgesprungenen Lippen waren verzerrt, als wollte sie dem Himmel ihren angesammelten Hass entgegenschleudern. Sie bäumte sich auf, dann sackte sie leblos zusammen. Blut lief aus ihrem Mund und sickerte über den stinkenden Eiter, der in ihren Haaren klebte. Ihr weinendes Töchterchen, das mit ausgestreckten Ärmchen hinter ihr herlief, wurde von einer gichtigen Alten zurückgezerrt. Überall türmten sich Leichen,

Schmeißfliegen tanzten über den Leibern. Ratten wühlten nach Nahrung. Ihre langen Schwänze huschten zwischen Leichen und Abfallbergen hin und her. Nostradamus lief immer schneller, als könnte er so dem schwarzen Tod Einhalt gebieten, auf das Stadtparlament zu. Jetzt ratterte ein Karren mit Leichen, der von durchgegangenen, völlig verschreckten Pferden gezogen wurde, über das holprige Pflaster. Der Kutscher hing zusammengesackt über dem Bock, sein schwarzfleckiger Arm baumelte leblos herunter. Der Mann musste während der Fahrt gestorben sein.

Nostradamus nahm die Sandsteinstufen, die hoch zum Parlament führten, mit ein paar Schritten.

»Monsieur Nostradamus!« Ein Mann mit hochrotem Gesicht hastete ihm mit weit ausgestreckten Armen entgegen. Der kurze Samtumhang, der über seinen Schultern hing, flatterte hoch. Seine gutartigen Äugelchen blickten ihn hilflos an.

»Dem Himmel sei Dank!« Er verbeugte sich knapp und schwenkte seinen breitkrepfigen Hut mit der Feder. Er warf Marie einen knappen Blick zu und versuchte flüchtig zu lächeln. »Ich bin Monsieur Solier, einer der letzten Parlamentarier, die hier geblieben sind. Die anderen sind alle in ihre Landhäuser geflohen. Kommen Sie, ich will Ihnen Monsieur Challenge vorstellen!«

Zusammen hasteten sie über die ausgetretenen Holzstufen hoch in den ersten Stock. Ihre Schritte hallten gespenstisch durch das verlassene Gebäude. Marie stellte sich zu den Ledertaschen, die sie vor einem Hoffenster abgestellt hatten. Eine graue Hülle schien sich über die Stadt zu senken. Mit dem Handrücken wischte sie sich die staubigen Locken aus dem Gesicht. Die gegenüberliegenden Fenster, die zum Hof hinausführten, waren mit Brettern verrammelt. Ein paar Herbstblätter taumelten von einer alten Steinlinde hinunter. Aus einem Seitengang hallten jetzt Schritte herüber. Ein hoch gewachsener Mann kam auf Nostradamus zu. Marie stutzte. Plötzlich wurde sie von einer seltsamen Ahnung berührt, wusste aber nicht, was diese zu bedeuten hatte. Sie betrachtete den blassen Parlamentarier, der seitlich zu ihr stand. Sein dunkles Lockenhaar fiel bis auf die Schultern herunter. Lächelnd fuhr er mit dem Zeigefinger über seinen gepflegten Schnurrbart. Ein Goldring mit eingefasstem Rubin schimmerte auf wie ein Tropfen Blut. Verwirrt starrte sie ihn an. Woher kannte sie diesen Mann? Wo hatte sie ihn schon einmal gesehen?

Monsieur Solier fasste die beiden Männer an den Schultern und führte sie in ein weiträumiges Sitzungszimmer, während Marie leise hinter ihnen herhuschte.

»Als Erstes muss ich mein Labor einrichten«, hörte sie die drängende Stimme von Nostradamus. Gleichzeitig musste er wohl Monsieur Challenge

einen Zettel zugesteckt haben. »Dann brauche ich diese Zutaten, mit denen ich Medikamente mischen kann.«

»Perlmutter, Koralle, Lapislazuli...«, hörte sie die samtige Stimme von Challenge, der ein Spritzer Gift beigemischt schien. »Als könnte so eine Essenz Menschenleben retten.«

»Tut, was er Euch sagt«, flehte Solier ihn händeringend an. »Was bleibt uns noch an Möglichkeiten?«

»Wie Ihr wollt!« Challenge hüstelte und spitzte die Lippen wie ein kokettes Weib, während er Nostradamus fixierte. »Wie kommt es eigentlich, dass äußerst selten jüdische Viertel von der Pest befallen werden?«

Dieses Hüsteln! Dieser samtig böartige Unterton! Marie erstarrte und wischte sich mit einer fahrigen Bewegung verkrustete Sandkrumen aus dem Gesicht. Sie kannte diese Stimme! Aber woher?

»Es liegt wohl an der Hygiene«, antwortete Nostradamus besonnen, während er Monsieur Challenge aufmerksam musterte. »Denkt daran, dass die jüdische Bevölkerung sich an ihre Reinheitsgebote hält. Die Religionsgesetze bestimmen, vor jedem Essen die Hände zu waschen, oder schreiben ihnen das Baden in der *Mikwe*, dem rituellen Reinigungsbad, vor. Für unsereins sicherlich ein äußerst ungewöhnlicher Brauch.«

»Ihr scheint Euch da erstaunlich gut auszukennen...«, hörte Marie die honigsüße Stimme von Monsieur Challenge. Sie beobachtete durch den Türspalt, wie er gegen den Ring mit dem rot funkelnden Rubin hauchte und ihn an seinem Wams polierte.

»Zuallererst muss die Stadt von allem Unrat befreit werden«, gab Nostradamus ungerührt seine Anweisungen. »Dann sollen Tücher, die mit reinigenden Substanzen getränkt sind, an alle Bewohner verteilt werden. Sie sollen vor Mund und Nase gepresst werden, um die verseuchte Atemluft zu filtern. Ich denke, dass die Pest durch den Biss der Rattenflöhe auf Menschen übertragen wird...«

»Wenn es nur um Flöhe geht, warum der Aufwand? Was redet Ihr dann von Schmutz und Unrat?« Challenge schnipste ein paar Dreckspritzer von seinem eleganten Mantelsaum aus Fuchspelz.

»Wenn es keinen Schmutz und Unrat gibt, werden sich auch die Ratten in ihre Löcher zurückziehen«, fuhr Nostradamus ihn jetzt mit scharfer Stimme an. »Außerdem gibt es die verschiedensten Seuchen, wie auch die Diphtherie, der wir noch nicht Herr geworden sind.«

»Aber natürlich! Selbstverständlich!« Monsieur Solier fuchtelte beschwichtigend mit seinen Armen. Seine weißlichen, gedrungenen Hände tänzelten aufgebracht durch die Luft. »Sofort werden Eure Anweisungen befolgt. Kommt, ich werde Euch jetzt Eure Unterkunft zeigen.«

Marie warf einen letzten Blick auf Monsieur Challenge, der am Sitzungstisch lehnte. Blasses Nebellicht fiel durch die hohen Fenster und schien alles mit einem dämmerigen Schleier zu überziehen. Challenges Mundwinkel zuckten spöttisch. Marie wischte sich die schweißnassen Finger an ihrem Reisekleid ab, während sie schnell zurück zu ihren Reisetaschen lief.

Schon bald stand Nostradamus in einem großzügig eingerichteten Labor und mischte und köchelte bis spät in die Nacht heilende Substanzen. Marie hatte alle Hände voll zu tun, um ihm zu helfen. Sie schabte Pulver vom Elfenbein, Speckstein, Perlmutter, Koralle und Lapislazuli, vermischte dieses mit zermahlenem Hirschgeweih, Aloeholz und Zimtmark und träufelte noch Rosen- und Veilchenöl hinzu.

»Hast du die Mixtur fertig?«, fragte Nostradamus, während er in einem Steinmörser eingelegte Zitronenschalen mit Nüssen, Myrobalanenkonfitüre, Pomeranzen, Lattich und Kürbis zerstampfte.

»Ja, es fehlen nur noch Amber, Moschus und die feine Seide«, rief Marie und schaute aus dem Fenster. Auf der Straße liefen junge Ärzte ganz in Weiß gekleidet wie groteske Vogelungeheuer durch die Stadt. In Stoffmasken waren über ihrer Nase Schläuche angebracht, um die Luft zu filtern. Wie riesige Schnäbel strotzten sie aus ihren Gesichtern. Glaslinsen für die Augen blinkten wie riesige Augäpfel aus den spröden, bleichen Masken. Menschen huschten geduckt durch die Gassen, schützende Tücher fest vor Nase und Mund gepresst. Die Gassen waren allmählich gesäubert und die langschwänzigen Ratten zogen sich dorthin zurück, wo Nahrung zu finden war.

Aber trotz aller Warnung hockten immer wieder Familien beisammen und schleckten mit Fingern Getreidebrei aus einem großen Topf, angetrunkene Söldner im Brustharnisch ließen einen Krug mit Wein kreisen oder Kinder drückten mit Dreckfingern an eitrigen Pusteln und Geschwüren.

Nostradamus notierte später:

Ich wurde von der Stadt Aix-de-Provence angestellt, um im Auftrag des Senats und der Bevölkerung den Ort von der Pest zu heilen. Sie wütete schrecklich und entsetzlich. Die Leute starben, wie man es noch nie erlebt hatte. Während des Essens und des Trinkens. Die Friedhöfe waren derart mit Leichen überfüllt, dass sich bald kein Platz mehr finden ließ, um die Toten in geweihter Erde beizusetzen. Die meisten Kranken fielen am zweiten Tag in Wahnsinn und Raserei. Diese bekamen keine Beulen. Bei anderen hingegen zeigten sich die Pestbeulen. Sie starben ziemlich rasch, manchmal während sie noch redeten. Unmittelbar nach ihrem Tode war der ganze Körper mit schwarzen Beulen bedeckt. Die anderen, die in Wahnsinn starben, besaßen einen Urin, der aussah wie Weißwein. Nach

ihrem Tod war die Hälfte des Körpers so blau wie der Himmel. Das gestockte Blut hatte sich unter der Haut angesammelt. Der Kontakt mit den Kranken war so gefährlich, dass jeder, der sich ihnen auf fünf Schritte näherte, krank wurde. Mehrere von ihnen hatten auf der Brust und auf dem Rücken und an den Beinen den Brand. Der Rücken war schwarz wie Kohle... Anfänglich überlebte keiner die Seuche. Die »Ernte der Menschheit« im wahrsten Sinne des Wortes fand statt. Der Sturm der Krankheit war so entflammt, dass es kaum ein Entrinnen gab... Viele jener Pestkranken, die sich wie Wahnsinnige gebärdeten, stürzten sich in den Brunnen. Andere sprangen aus dem Fenster in die Tiefe auf das Straßenpflaster. Schwangere Frauen verloren ihr Kind vorzeitig und starben am vierten Tag danach. Fand man ein plötzlich verstorbene Kind, dann war der kleine Körper über und über violett, als hätte sich das ganze Blut in der Haut verteilt. Die Verzweiflung war so groß, dass man häufig mit Gold und Silber in den Händen starb, ohne noch einen Schluck Wasser dafür zu bekommen. Als ich anfing, den Kranken Medikamente zu verordnen, brachte man sie zu mir, in einem so erbärmlichen Zustand, dass viele noch mit dem Medikament im Mund starben. Es war in der Tat ein schwieriges Amt für den Arzt...

Es gab kein Mittel, das der Pest wirkungsvoller vorgebeugt hätte als meine Methode. Alle, die mein Mittel bei sich hatten und es kauten, blieben verschont. Gegen Ende der Epidemie ließ sich dann auch in einem Experiment bestätigen, dass dieses Mittel tatsächlich vor der Ansteckung bewahrt.

An diesem Morgen blitzten die ersten Schneeglöckchen durch die dünne Schneedecke, die allmählich in wässrigen Kristallen zusammenschmolz. Die Wintersonnenwende war längst vorüber und das neue Frühjahr ließ zartgrüne Knospen und Blütenspitzen austreiben. Marie trocknete sich gerade am offenen Kaminfeuer die frisch gewaschenen Haare und fuhr sich mit der Haarbürste durch die nassen Locken, als sie fernes Pferdegetrappel hörte. Ob das vielleicht der Bote war, der endlich ein Schreiben von Monsieur Bandon und Lucie aus Bordeaux brachte? Barfuß lief sie über die Holzbohlen zum Fenster und schaute die enge Gasse hinunter, die an hoch aufragenden Burgmauern vorbeiführte. Blanke Pflastersteine schimmerten karg durch letzte Schneepfützen. Der Unrat war gottlob längst beseitigt. Pesttote, die auf den Friedhöfen außerhalb der Stadt ihre letzte Ruhe fanden, gab es schon lange nicht mehr. Das Leben in Aix war wieder zur Ruhe gekommen. Auch die Mitglieder des Senats waren von ihren entfernten Landsitzen zurückgekommen, widmeten sich wieder ihrer Arbeit und besuchten das neue Badehaus, das ganz in der Nähe des Justizgebäudes und des bischöflichen Palais eröffnet worden war. Sie entspannten sich in

duftenden Wasserzubern, während der Barbier ihnen Bärte und Kopfhaar stutzte und sie von lästigen Läusen befreite. Andere ließen sich von drallen Italienerinnen verwöhnen. Sogar der Bischof sandte wieder nach den hübschesten Dirnen, um ihnen das Absolvo Te, die entlastende Beichte für sündige Vergehen, abzunehmen. Auch Monsieur Challenge, der sich nach Paris abgesetzt hatte, war gestern nach Aix zurückgekehrt.

Marie spürte ein aufgeregtes Kribbeln unter der Haut, als endlich das schnaubende Pferd mit seinem Reiter, der in einen düsteren Mantel gehüllt war, um die hohe Burgmauer bog. Bedächtig trabte der Fuchs auf den stolzen Torbogen zu, der mit immergrünen Kletterpflanzen überwuchert war. Marie warf sich ein Wolltuch um die Schultern, schlüpfte in ihre hohen Lederstiefel und lief die schmale Gasse hinunter, geradewegs auf das Burgtor zu. Aber der Reiter war wie vom Erdboden verschluckt. Plötzlich war ein heftiges Krachen zu hören. In der Quergasse, aus der das Pferd aufgetaucht war, schien eine Kutsche ins Schlingern geraten zu sein und kippte um. Die oberen Wagenräder drehten sich wie verloren in ihren Achsen. Das leiernde Quietschen verlor sich allmählich in der Enge der Straßen. Sonst war alles still. Kein Aufschrei des Kutschers oder Pferdewiehern war zu hören.

Dann hallte plötzlich polterndes Rumpeln durch die Gassen. Marie drehte sich um und sah von der oberen Gasse einen herrenlosen Karren, voll gepackt mit handgefertigten Krügen, geradewegs auf sie zurasen. Blitzschnell suchte sie nach Fluchtmöglichkeiten. Die Klostermauer war zu hoch, um sie zu überwinden. Auf der anderen Seite ragte die Stadtmauer unüberwindlich in den Frühlingshimmel. Hinter ihr versperrte die umgekippte Kutsche den Weg. Der Karren rumpelte mit unaufhaltsamer Wucht die kleine Gasse herunter. Da wurde Marie von hinten gepackt. Ein Tuch mit einer widerlich stinkenden Flüssigkeit wurde ihr auf Mund und Nase gedrückt, sodass ihr Bewusstsein im Bruchteil eines Atemzuges in unendlicher Leichtigkeit davonschwebte und in tiefste Dunkelheit versank.

War es nur eine Sekunde oder ein Stückchen von der Ewigkeit gewesen, dass sie in dieses düstere Erinnerungsloch verbannt worden war?

Marie taumelte langsam wie in einer sich fortwährend drehenden Spirale zurück in die Welt. Ihr war übel. Sie wollte laut aufschreien, aber die Stimme gehorchte ihr nicht. Ihre Fingerspitzen wollten etwas ertasten, aber sie griffen ins Leere. Wieder sackte sie in tiefste Nacht. Jetzt wurde sie von einem reißenden Strudel erfasst, der sie mit aller Macht aus dem dunklen Nichts zurückschleuderte.

»Sie kommt wieder zu sich«, hörte sie eine vertraute Männerstimme, die aus weiter Ferne ihr Bewusstsein berührte. Vorsichtig öffnete sie die Augenlider. Schimmerndes Licht fiel durch ein vergittertes Fensterchen, das hoch oben im Mauerwerk eingelassen war. Sie lag auf einer harten Strohmattatze. Vor ihr kniete jemand mit langem Schulterhaar, blitzende Augen waren auf sie gerichtet. Die Wangenknochen formten sich ausdrucksstark in seinem Gesicht. Und es roch nach frischer Pfefferminze...

»Manuel!« Marie schreckte entsetzt hoch.

»Ruhig! Es ist alles in Ordnung«, raunte er ihr mit beschwörender Stimme zu.

Marie spürte, wie eine gleißende Welle durch ihren Körper peitschte. »Was soll in Ordnung sein?«, schrie sie. »Nichts ist in Ordnung!«

»Nicht! Sei leise! Hör doch nur einen Moment zu!«, hörte sie plötzlich das eindringliche Flüstern einer weiblichen Stimme. Lucie? Marie drehte sich verwirrt um. Hinter ihr hockte ihre Freundin und strahlte sie an. Neben Lucie stand der Spielmann, der Marie ein geöffnetes Kästchen entgegenstreckte, aus dem ein wunderbar belebender Duft strömte.

»Was ist los? Ich verstehe nichts mehr!« Marie wischte sich wütend ein paar Tränen fort. »Was treibt ihr für ein hinterhältiges Spiel mit mir?«

»Hör doch endlich zu!«, forderte Manuel mit eindringlicher Stimme. »Du erinnerst dich doch an Monsieur Challenge...«

»Natürlich! Wenn ich nur wüsste, wo ich ihn schon einmal gesehen habe...« Die feuchte Kälte, die aus dem Boden kroch, ließ Marie erzittern. Mit klammen Händen zog sie den Wollumhang enger um ihre schmalen Schultern.

»Challenge heißt mit anderem Namen Alberto Spanozza«, fuhr Manuel leise fort. »Er wird von der spanischen Inquisition beauftragt...«

»Von der spanischen Inquisition? Du meinst...« Marie starrte ihn verwirrt an.

Manuel nickte. »Spanozza ist wohl der Anführer einer Gruppe von Verschwörern. Mit brutalem Mord und hinterhältigsten Intrigen heizen sie den Glaubenskrieg in Frankreich an. So wird das Land noch weiter geschwächt. Kaiser Karl V. braucht nur noch mit dem Finger zu schnippen, Frankreich fällt ihm wie eine überreife Frucht in den Schoß und er kann König Heinrich mitsamt seiner Gemahlin Katharina den Raben zum Fraß vorwerfen. Die Verschwörer arbeiten daran, ihre schwarzen Netze über das ganze Land zu spannen.«

»Aber die Ampullen mit den Pestkeimen!«, fuhr Marie ihn an. »Die waren doch in deiner Ledertasche!«

»Die habe ich Spanozza nur entwendet, damit er nicht noch mehr Unheil anrichten kann. Wir wollten ihn überführen, aber die Zeit war noch nicht reif, um die spanischen Hintermänner zu entlarven.«

»Aber deine bleichen Lippen... die Wanderprediger... die schwarze Kutte...«

»Hast du dir Monsieur Challenge mal näher angesehen? Ich bin nicht der Einzige mit blassen Lippen. Aber bei mir lag es wirklich am verdorbenen Magen, den Nostradamus geheilt hat. Ich war die ganze Zeit bei dir, damit ihr geschützt werdet...«

»Geschützt?« Die kleinen Einsprengsel in Maries zimtbraunen Augen funkelten auf wie Goldsplitter.

»Kannst du dich nicht an den Bettler auf dem Marktplatz von Bordeaux erinnern?« Manuel tastete sich zur hinteren Wandmauer und zog aus einer schmalen Nische zwei Holzkrücken hervor. Dann drückte er eine fein gearbeitete Wachsmaske mit einer glänzenden Narbe auf seine Gesichtshaut. Und schon lief er humpelnd auf Krücken gestützt durch den Kellerraum, während sein grässlich verzerrtes Gesicht im einfallenden Schimmerlicht speckig aufglänzte. »Der Kutscher mit dem Narbengesicht und der Bucklige in der Kirche Saint-Michel, das war ich auch«, sagte er. »Ich hatte mich in die Verschwörergruppe eingeschlichen, musste dich aber vertreiben, weil sie in den nächsten Minuten die Leiche meines Freundes wegbringen wollten, der mit mir zusammen die Verräter entlarven wollte.«

»Und der Wanderprediger auf dem Markt...?«, fragte Marie überrascht.

»Das war derjenige, der dich nachts erkannt hatte, als du Hals über Kopf aus der Kirche ranntest...« Vorsichtig nahm er die Wachsmaske vom Gesicht und legte sie zurück in die Wandnische.

Plötzlich weiteten sich Maries Augen. Ein Bild aus vergangener Zeit tauchte in ihrer Erinnerung auf. Es war in der Kathedrale Saint-Michel. Es roch nach Urin und Schmutz, als sie durch den Vorhang des Beichtstuhls linste und einen Mann durch das Seitenschiff kommen sah. Sein dunkles Lockenhaar fiel bis auf die Schultern herab. Lächelnd fuhr er sich mit dem Zeigefinger über seinen gepflegten Schnurrbart. Ein Goldring mit eingefasstem Rubin schimmerte auf wie ein Tropfen Blut und die Lippen des Mannes waren ungewöhnlich blass...

»Monsieur Challenge!« Marie musste einen Schrei unterdrücken. Lucie fasste jetzt nach ihren zitternden Händen. »Er war es auch, der dich mit dem Karren aus dem Weg schaffen wollte. Er hat teuflische Angst, dass du ihn wiedererkennen könntest. Manuel konnte dich im letzten Moment retten.«

»Das mit der Betäubung tut mir Leid«, lächelte Manuel mit unschuldsvollem Augenaufschlag. »Aber auf zeitraubende Dispute mit dir konnte ich mich in diesem Moment wirklich nicht einlassen.«

»Und du hast davon gewusst?« Marie warf empört ihr schulterlanges Haar zurück und sah Lucie augenzwinkernd an.

»Nein, ich schwöre es dir«, antwortete sie. »Ich erfuhr erst davon, als Maurice mich beschwor, mitzukommen.«

»Stimmt!« Der Spielmann zupfte eine letzte Perle von seinem Wams und ließ sie an dem Faden hin und her baumeln. An seinem Finger glänzte ein Goldring auf, in den ein fein ziselierter Drache eingraviert war, der sich um ein »A« wand. Marie stützte. Hatte nicht Nostradamus genau den gleichen Ring?

»Es wäre viel zu gefährlich für Lucie gewesen, in der Unterkunft des Nostradamus zu bleiben«, fuhr der Spielmann fort.

»Und wie bist du Challenge auf die Spur gekommen?«, fragte Marie.

Manuel zögerte. »Das erzähle ich dir vielleicht später einmal. Aber du kannst dir denken, dass sich auch die Gegenspieler der Inquisition immer mehr zusammenschließen.« Er beugte sich zu Marie und nahm ihr Gesicht wie ein hauchdünnes Kristallglas zwischen seine wärmenden Hände. »Außerdem gibt es jetzt Wichtigeres zu tun. Sie suchen nämlich bei Nostradamus seine...«

»Pst!« Der Spielmann legte beschwörend den Finger auf den Mund und deutete auf die Holztür. Leise, schlurfende Schritte näherten sich, das Rascheln von Kleidung war zu hören. Manuel warf dem Spielmann einen entsetzten Blick zu und winkte die anderen hinter sich her. Er huschte zu der Gesteinswand, wo er seine Verkleidungen versteckt hielt, und zwängte sich durch einen Mauerspalt in einen dunklen Gang. Von dort ging es ein paar Schritte weiter zu einer ausgetretenen Wendeltreppe, die tief unter die Erde führte. Es war stockdunkel.

»Bleibt dicht bei mir!« Manuel umfasste Maries Hand mit festem Griff. »Ich kenne den Weg.«

In dem unterirdischen Gewölbe stank es nach verwestem Moder. Der steinige Boden war uneben und glitschig. Gehetzt tasteten sie sich durch die Finsternis den Geheimgang entlang. Jetzt flackerte hinter ihnen ein Lichtschein auf, jemand hastete die Treppe herunter.

»Los, weiter!«, zischelte Manuel. »Wenn er uns hier unten erwischt, sind wir verloren! Wo ist nur diese verdammte Tür?«

Manuel atmete erleichtert auf, als er in Hüfthöhe einen versteckten Riegel erwischte. Mit aller Kraft schob er ihn hoch und drückte eine schwere Holztür auf. Und schon huschten sie in einen Nebengang und ließen die Tür

leise zurück ins Schloss fallen. Der Rost knirschte in den Angeln, ein metallener Geschmack legte sich auf ihre Zungen.

»Jetzt geht's geradeaus weiter. Dahinten muss es eine zweite Treppe geben!«, flüsterte Manuel. Sie hasteten an feuchten Wänden entlang. Ratten huschten über den Boden. Irgendwo platschten Wassertropfen in einen Brunnen. Marie spürte den heißen Atem von Lucie dicht an ihren Wangen. Da wurde die Geheimtür hinter ihnen quietschend geöffnet, ein leiser Windzug fuhr ihnen in den Nacken. Wieder schimmerte weit hinten ein tanzender Lichtkegel auf, während eilige Schritte näher stolperten. Jetzt strauchelte Manuel fast über einen steinernen Vorsprung.

»Die Treppe!«, zischte er atemlos. »Nichts wie weg!«

Sie hetzten die Stufen hoch, allmählich flimmerte Tageslicht durch den steinernen Turm. Endlich erreichten sie einen Fluchtweg, der über die Stadtmauer mit ihren hohen Zinnen zum äußeren Wachturm führte. Durch schmale Schießscharten konnten sie auf den Marktplatz sehen. Händler boten bunte Seidenstoffe an, Marktweiber standen hinter Obstständen. Zwischen Töpferwaren gackerten Hühner, Schweine quiekten und zerrten an Hanfseilen. Marie drehte sich kurz um, während sie atemlos über die Steinmauer weiterrannte. Ihr lockiges Kupferhaar leuchtete in der Morgensonne wie tanzendes Feuer. Aber von dem Verfolger war nichts zu sehen. Der vor ihnen liegende Wachturm ragte spröde wie ein Wehrklotz in den Himmel, der Turmwächter stand unten auf dem Marktplatz bei einer drallen Blondine, die aufreizend ihre breiten Hüften wiegte. Erleichtert huschten sie dort die Treppe hinunter und drängten sich zwischen Marktleuten, schnatternden Gänsen und blökenden Schafen zu der Gasse, die durch den efeubewachsenen Torbogen hoch zu Maries Unterkunft führte. Endlich klappte die schwere Eingangstür hinter ihnen zu und ein eiserner Riegel fiel in seine Verankerung.

»Ja, es gibt einen Geheimgang«, sagte Manuel, als sie zusammen mit Nostradamus in der Wohnstube saßen und von den Ereignissen berichteten. »Er führt vom Torbogen in ein unterirdisches Gewölbe. Ich wäre schon viel eher hier gewesen, aber Zusammenkünfte in Lyon hatten mich aufgehalten.«

Nostradamus saß nachdenklich vor dem Feuer, während er eine neue Kreation seiner Kochkünste herumreichte, ein Konfekt aus gerösteten Zirbelnüsschen mit Rosenwasser und Madeirazucker. »Und sie suchen nach meinen geheimen Aufzeichnungen?«, fragte er noch einmal nach.

Manuel nickte. »Sie wollen Euer Wissen für sich ausschöpfen. Es gab sogar schon den Plan, Euch zu ermorden. Ist Euch der Ring von Challenge

aufgefallen? Er hat unter dem roten Rubin eine winzige Feder, die herausspringt, wenn er sie mit der Hand berührt. In einer kleinen Vertiefung ist Gift versteckt, das er ohne Aufsehen in einen Becher fallen lassen kann. So mischt sich der leicht bittere Geschmack mit dem herben Weinaroma.«

Nostradamus lächelte geheimnisvoll. »Aber sie würden damit keinen Erfolg haben.«

»Deshalb wollen sie Euch ja auch bei der Inquisition anschwärzen, um unter härtester Folter die Geheimnisse des Universums aus Euch herauszupressen«, sagte Manuel, während er eine der Köstlichkeiten in seinen Mund schob.

Der Spielmann strich mit der Fingerkuppe über die dünnen Saiten seiner Laute. Töne von unendlicher Leichtigkeit schwebten durch die Wohnküche und verbanden sich mit dem sanften Knistern des Feuers zu einer wunderlichen Melodie. Nostradamus wiegte nachdenklich den Kopf hin und her. »Es wäre gut, wenn Marie für einige Zeit von hier fortgebracht würde, bis die Verschwörung von Challenge aufgedeckt ist.«

»Aber wir können Euch doch nicht...«, fuhr Marie aufgebracht dazwischen.

»Doch, ihr könnt!«, entgegnete Nostradamus mit energischer Stimme. »Noch wird er nicht zuschlagen! Aber du bist in Gefahr!«

Nostradamus und der Spielmann warfen sich einen kurzen, wissenden Blick zu, als würden sie sich schon seit Jahren kennen. Die Goldringe mit dem einziselierten »A« an ihren Fingern glänzten matt im Licht der ersten Frühlingssonne. Marie stutzte. Beide trugen wirklich die gleichen Ringe. Was hatte das zu bedeuten?

»Wenn ich einen Vorschlag machen dürfte: Ich bin am Königshof eingeladen, bei einem Ritterturnier mit meinen Liedern für Zerstreung zu sorgen. Was würdet Ihr davon halten, wenn mich Marie mit den anderen begleitet?«, fragte der Spielmann.

Nostradamus sah die aufblitzenden Augen von Marie und nickte. »Eine herausragende Idee! Ich bin einverstanden! Ihr reist mit der Kutsche. Und nach dem Turnier...« Plötzlich zuckte er zusammen, sein Blick flackerte. Sein Atem ging stoßweise. »Der junge Löwe...«, stammelte er. »Er wird den alten auf dem Kampfplatz besiegen. Er wird ihn ins Auge treffen, durch den goldenen Käfig...« Nostradamus taumelte, sein Gesicht war schweißnass. »Der goldene Käfig...«

»Was ist? Ist Euch nicht gut? Was ist mit dem goldenen Käfig?« Marie sprang auf und fasste nach seinem Arm, aber er schob sie mit zitternden Händen zurück.

»Nein, es ist alles in bester Ordnung. Es sind nur wieder die Gelenke...« Nostradamus rieb sich über seine Handgelenke, die in letzter Zeit immer

mehr schmerzten. Und leise fügte er hinzu: »Es muss wohl so sein. Das Rad des Schicksals lässt sich von niemandem aufhalten...«

Nur zwei Wochen später standen Marie mit Lucie und Manuel dicht gedrängt zwischen Zuschauern auf einer Tribüne, die vor dem Turnierplatz des königlichen Hofes aufgestellt war. An jedem Fenster, auf hölzernen Balkons und Dachfirsten drängten sich Menschen, um dem Spektakel zuzuschauen. Sogar in Bäumen hockten Schaulustige, um nichts von dem königlichen Turnier zu verpassen.

Der Spielmann stand mit seiner Laute vor dem Ehrenplatz der Königin, der mit einem kunstvoll bestickten Baldachin überdacht war. Sein samtener Umhang wehte im sanften Frühlingswind. Die neue, mit Perlen bestickte Seidenweste schimmerte im Glanz der Nachmittagssonne auf, Feuer spuckende Vaganten, tänzelnde Schausteller und tollkühne Akrobaten wurden in bunt flimmerndes Licht getaucht. Jongleure warfen mit Augen bemalte Bälle hoch, sodass es aussah, als würden herausgequollene Augäpfel von Riesen durch die Luft wirbeln. Unter dem geschwungenen Baldachin saß Katharina von Medici auf einem hohen Stuhl, der mit blauem Samt und weißen Lilien bestickt war. Ihr strenges Gesicht war blass und zeigte keinerlei Regung. Das Haar war streng gescheitelt, im Nacken zusammengebunden und nur mit einem Perlennetz geschmückt. In dem hochgeschlossenen Kleid mit der starren, weißen Halskrause wirkte sie wie ein lebloses Bild aus der Werkstatt der Steinmetze. Die rosig geschminkte Mätresse des Königs, die Herzogin Diane de Poitiers, saß lächelnd neben ihr und fächelte sich mit einem Seidentüchlein Luft zu. Sie war ganz in den schwarz-weißen Farben ihres Ahnenwappens gekleidet. Hinter ihnen hingen an der Rückwand kunstvolle Gobelins in zarten Schmetterlingsfarben. Die Lieder des Spielmanns hallten wie ein tönendes Zauberspruch über den länglichen Turnierplatz, der eigens wegen der Verletzungsgefahr nicht gepflastert, sondern gleichmäßig mit Erde bedeckt war. Er war von buntbemalten Schranken geteilt, an denen die Ritter mit ihren Pferden aufeinander zugaloppieren konnten. Überall flatterten gestickte Seidenbanner, von den zahlreichen Türmchen wehten Fähnchen, Menschen winkten und johlten.

»Wann kommt denn endlich der König?«, fragte Lucie aufgeregt, als das Turnier längst im vollen Gange war. Immer wieder trafen mit lautem Krachen Ritter aufeinander, deren Lanzen auf den Schildern der Gegner zerbarsten oder die ihren Herausforderer vom Pferd stoßen konnten. Lucies Wangen waren hochrot vor Aufregung, die blauen Augen tanzten umher, als könnten sie sich nicht satt sehen an dem farbigen Spektakel. Ausgelassen winkte sie dem Spielmann zu, der neben dem herrschaftlichen Baldachin der Königin stand und ganz in sich versunken schien.

»Was nur der goldene Käfig zu bedeuten hat!« Marie schaute besorgt zum Turnierplatz herunter und schmiegte sich an Manuel, der ihr zärtlich eine der störrischen Locken aus dem Gesicht pustete. Ihr Haar glänzte sienafarben, wie die fruchtbare Erde des Südens.

»Keine Angst«, versuchte er sie zu beruhigen und küsste ihre Sommersprossennase. Marie hatte sie schon lange nicht mehr mit der bleichenden Salbe aus Ochsen-galle behandelt. »Hier wird niemandem etwas passieren. Oder siehst du irgendwo so etwas wie einen Käfig?«

Jetzt schallten Trompetenfanfaren über den Turnierplatz und ein erwartungsvoller Aufschrei ging durch die Zuschauermenge. Das war das Zeichen, dass sich König Heinrich II. im Ritterturnier duellieren würde. Ein Stalljunge führte einen großen türkischen Hengst herbei, der ganz auf Hochglanz gestriegelt war. Seine vergoldeten Hufe leuchteten in der Sonne. Der König wurde von Lakaien auf das Pferd gehievt. Er trug einen weißen, mit Silberfäden bestickten Surkot über einer blitzblank polierten, mit Gold ziselierten Turnierrüstung. Einer der Knappen reichte ihm die Lanze, die er weit vorstreckte, während er mit einer Hand das goldene Visier seines Ritterhelms herunterklappte. Ein Trompetensignal ertönte und der König gab dem schwarzen Hengst die Sporen. Ein kurzes Aufschrauben und Wiehern hallte über den Platz und schon galoppierten der König und sein Herausforderer aufeinander zu. Dann: ein Krachen und Splintern. Die Menge kreischte auf. Staub wirbelte hoch. Die Lanze des Königs war zerbrochen, der Gegner aus dem Sattel gestoßen. Jubel und Beifall brandete auf. Jetzt ritt der Herzog von Guise auf seiner schneeweißen Stute auf den Platz. Das edle Pferd plusterte die Nüstern auf und tänzelte unruhig auf der Stelle hin und her, bis die Trompeten das Zeichen zum Angriff gaben. In wilder Besessenheit galoppierten die Turniergegner aufeinander zu. Die Helmbüsche flatterten wie aufbegehrende Fähnchen, die Lanzen jagten in blitzartiger Geschwindigkeit die trennenden Schranken entlang. Ein berstendes Splintern zerschnitt die atemlose Anspannung. Der Herzog von Guise rutschte aus dem Sattel. Wieder hatte Heinrich II. gesiegt. Selbst mit vierzig Jahren war der König von Frankreich auch noch der König der Ritterschaft. Fahnen wurden geschwungen, Siegesschreie hallten über den Platz.

Jetzt kam es zur dritten und letzten Begegnung. Die Turnierregeln besagten, dass für einen Sieg drei Durchgänge erforderlich waren. Diesmal sollte der König gegen Montgomery, seinen eigenen Rittmeister der schottischen Garde, antreten. Er war noch jung, kaum achtundzwanzig Jahre alt. Heinrich II. warf den Kopf mit dem goldenen Helm in den Nacken, das war eine Herausforderung, die seiner würdig war.

Als Montgomery auf seinem temperamentvollen Hengst auf den Platz sprengte, wurde Marie leichenblass. Sie umkrallte die Hand von Manuel und zeigte auf das Schild des Rittmeisters. Auf goldenem Grund war sein Wappen aufgemalt. Ein roter Löwe blitzte wie feuriges Blut in der Sonne auf.

»Der junge Löwe...«, stammelte Marie. »Er wird den alten auf dem Kampfplatz besiegen. Er wird ihn bei einem der Kämpfe ins Auge treffen, durch den goldenen Käfig...«

»Aber der Käfig?«, raunte Manuel ihr atemlos zu. »Wo ist der goldene Käfig?«

In diesem Moment klappte der König das goldene Visier herunter. Wie durch Gitterstäbe schaute er seinem Gegner entgegen.

»Nein!«, schrie Marie auf und wollte sich durch die johlende Menge drängen, von der sie zurückgestoßen wurde. »Das darf er nicht. Er wird sterben!«

Aber schon schmetterten die Trompetenfanfaren über den Platz. Die beiden Turnierkämpfer galoppierten auf ihren Pferden an den Schranken entlang aufeinander zu. Mit einem Donnerschlag prallten sie zusammen. Marie klammerte sich an Manuel und verbarg ihr blasses Gesicht an seiner Brust. Das Splittern der Lanzen drang in ihren Kopf, als würde sie selbst durchbohrt.

»Komm, es ist gut«, raunte Manuel ihr zu, während sie vorsichtig den Kopf hob. »Dem König ist nichts passiert.«

Montgomery saß fest im Sattel. Der König wankte, konnte sich aber gerade noch an den Zügeln festhalten.

Sein rechtes Bein fuhr ins Leere, er hatte einen Steigbügel verloren. Ein Aufstöhnen ging durch die Menge. Da flog ein Schwarm riesiger Krähen auf das Turnierfeld zu und hockte sich lautlos in die hohen Äste der Bäume. Ihre Federn schillerten schwarz in der spärlichen Nachmittagssonne. Dünne Schleierwolken hatten sich über das Firmament geschoben und hüllten Häuser und Menschen in fahles Zwielicht.

Katharina von Medici saß regungslos unter ihrem königlichen Baldachin. Die Mätresse des Königs winkte begeistert mit einem seidenen Tüchlein. Der Spielmann griff zur Laute, die Gaukler zogen sich italienische Vogelmasken über, die in teuflischem Rotbraun unter wirren Federhüten hervorschielten.

Marie seufzte erleichtert auf. »Das Schicksal hat diesmal wohl anders entschieden!«

Doch dann bemerkte sie unter Entsetzen, dass der König an der hinteren Schranke nicht absteigen wollte. Ein Raunen ging durch die Menge. Worte hasteten von Mund zu Mund wie ein unendliches Sprachband, das die

Neuigkeit weitergeben wollte. Von Schmach war die Rede. Von verlorenem Steigbügel. Und davon, dass der König noch einmal gegen Montgomery antreten wollte. Marie war wie betäubt. Ihr schien, als würde die Zeit in unendlicher Langsamkeit und doch in blitzartiger Geschwindigkeit an ihr vorüberziehen: Zwei Pagen kamen angerannt und brachten neue Lanzen. Der König ließ die vergoldeten Stäbe seines Visiers herunter. Sein Knappe überprüfte die Verschlüsse seiner Rüstung. Trompeten hallten auf. Die Satteldecke hing dem erregt herumtänzelnden Hengst feucht auf den Flanken. Jetzt erwachte Marie aus ihrer Erstarrung.

»Reitet nicht!«, schrie sie. »Ihr dürft nicht reiten!« Aber die beiden Pferde preschten schon unter Hufgedonner die bemalten Schranken entlang. Ihre bewaffneten Reiter jagten in vollem Galopp aufeinander zu. Marie hielt entsetzt die Hände vor den Mund. Die Lanze des Königs verfehlte ihr Ziel. Montgomerys Lanze traf im falschen Winkel auf die obere Rüstung des Königs, zersplitterte am Brustkorb und rutschte nach oben. Der Lanzenstumpf bohrte sich durch das goldene Visier in das Auge des Königs. Die Menge erstarrte mit einem Mal, als würde die Zeit den Atem anhalten. Noch saß der König mit dem hölzernen Stumpf zwischen den goldenen Visierstäben aufrecht im Sattel. Jetzt schwankte er und glitt langsam vom Pferd. Blut sickerte zu Boden und breitete sich zu einer rot schimmernden Lache aus. Ein einstimmiger Aufschrei gellte über den Platz. Die schwarzen Raben flatterten unter wildem Krächzen hoch und stoben davon. Bedienstete hetzten auf den blutenden König zu, alles rannte tumultartig durcheinander, Pferde wieherten auf, Menschen schrien um Gnade und streckten ihre gefalteten Hände dem Firmament entgegen. Katharina von Medici erhob sich bedächtig von ihrem königlichen Stuhl. Ein winziges Zucken umspielte ihre Mundwinkel. Als würde sie in ein neues Leben entlassen, warf sie Diane de Poitiers, die in ohnmächtiger Verzweiflung dem sterbenden König entgegenrannte, einen vernichtenden Blick zu und schritt hoch erhobenen Hauptes davon.

Nostradamus schaute nachdenklich aus dem Fenster in die Ferne, als Marie ihm Wochen später von dem Ritterturnier erzählte. Es war früher Abend. Draußen auf dem Kirchplatz rottete sich die Menge zusammen, brennende Fackeln wurden in die Höhe gereckt und wütend geschwenkt, als würde ein Meer aus Flammenspitzen hin und her wogen.

»Wenn das Schicksal sich entschieden hat, so zu handeln«, sagte Nostradamus, »wer könnte sich dagegen auflehnen?«

»Aber Ihr habt gesagt, dass jeder für sein Schicksal selbst verantwortlich ist«, sagte Marie leise.

Nostradamus lächelte. »Es ist ein ewiger Kreislauf von Schuld und Sühne, wer vermag da über Gerechtigkeit zu urteilen? Das steht nur in der Macht des Allerhöchsten.«

»Aber können wir nicht das Schicksal wenden?«

»Dazu bedarf es wahrer Reue. Dann können wir auf Verzeihen und göttliche Gnade hoffen... Aber erzähl, was wird aus dir und Manuel?«

»Wir wollen uns in Bordeaux niederlassen, Manuel will das Weingut seines Vaters weiterführen. Mit dem Spielmann und Lucie, die immer noch auf Pierre, ihren Bruder, wartet. Ich darf doch...?«

Nostradamus nickte. »Aber ja. Das ist dein Weg. Ich werde mich weiter nördlich in Salon-de-Provence niederlassen, ganz in der Nähe der zinnenbewehrten Türme des erzbischöflichen Palais. Ich werde wohl eine *mariage de convenance* eingehen, eine angesehene Witwe ehelichen. Sie wird mir Kinder gebären, während ich die Annalen niederschreibe und Ereignisse turbulenter Zeiten und großer Veränderungen voraussage. Tatsächlich wird meine Arbeit erst jetzt richtig beginnen und Gott hat dafür gesorgt, dass die Witwenrente von Anne, meiner Zukünftigen, auch mir zugute kommt.«

»Ihr werdet die Ereignisse verschlüsseln?«

Nostradamus nickte wieder. »Ich werde für die Toten schreiben, um ihrer zu gedenken, dass ihre Ideen in der Unendlichkeit des Universums nicht verloren gehen und jeder ihnen nacheifern kann. Denn alles muss geschrieben sein. Ich werde für die Lebenden schreiben, um die Unwissenden und Narren zu täuschen, und ich will die Ungeborenen in Kenntnis setzen, die den Schlüssel zur Wahrheit besitzen. Nur jene, die um das Geheimnis wissen, können den großen Plan durchschauen.«

»Und was ist mit Challenge? Wird er Euch etwas antun?«

Nostradamus lächelte wieder. »Wenn Challenge sich selbst mit Gift getötet haben wird, werden neue Männer an seine Stelle treten, machthungrige Verräter und geldgierige Verbrecher. Ich kann ihnen nur zuvorkommen, wenn ich endlich tue, was zu tun ist.«

Nostradamus fasste nach einem glühenden Holzsplitter aus dem Kamin, während er mit der anderen Hand einen dicken Stapel Papiere unter seinem Wams hervorzog. Der lederne Umschlag fiel klatschend zu Boden, als er die knisternden Seiten in einen kupfernen Kessel steckte und anzündete.

»Was macht ihr da?«, schrie Marie entsetzt. Schon fraßen sich die ersten glühenden Feuerzungen die eng beschriebenen Blätter hoch. »Eure Aufzeichnungen...«

Nostradamus schien von einer ungeheuren Gelassenheit. »Sie sind jetzt verschlüsselt...«

Später wird, in seinen Annalen zu lesen sein: »Während die magischen Schriften verbrannten, die Flamme sie verzehrte, entstand eine ungewöhnliche Heiligkeit. Sie war heller als das natürliche Licht, so wie das blitzende Feuer eines Gewehrs. Es erleuchtete das Haus so plötzlich, als wäre ein jäher Brand entstanden...«

Nostradamus starrte wie gebannt in die lodernden Flammen, während er lächelnd über seinen ergrauten Bart strich. Da fiel Maries Blick auf einen aufgeschlagenen Kalender, ein Datum war rot angestrichen. Daneben stand: *Hier ist der Tod zur Stelle. Es gibt nichts mehr zu tun. Ich gehe zu Gott. Es kommen die Nächsten, die Familie, Blutsbrüder. Ich werde von ihnen auf einer Bank gefunden. Tot.*

Marie versuchte das Datum zu entziffern. Es war der 2. Juli 15... aber da sackte die Helligkeit des Feuerscheins in sich zusammen. Das Jahresdatum verschmolz mit den herumirrenden Schatten, die sich langsam über das Zimmer senkten. Als Nostradamus in der Glut einen Holzsplit entzündete, fiel Maries Blick auf den ledernen Einband, der aufgeklappt auf den Holzdielen lag. In einer Ecke war ein Drache eingraviert, der sich um ein »A« wand, das gleiche Zeichen wie auf den Ringen, die Nostradamus und Maurice trugen.

»Was hat... dieses Zeichen zu bedeuten?«, fragte Marie zögerlich.

»Das »A« ist die Abkürzung für Azoth«, raunte Nostradamus ihr leise zu. »Es ist ein Symbol der Eingeweihten, ein Erkennungsmerkmal für die Frauen und Männer, die es tragen.«

Da peitschten Schüsse durch die Nacht. Auf dem Kirchplatz loderten die Fackeln hoch auf. Marie huschte besorgt ans Fenster und beobachtete, wie die hohe Kirchentür gegenüber mit langen Holzblöcken eingerammt wurde. In den bleiverglasten Fenstern spiegelten sich die Flammen wie entfesseltes Höllenfeuer. Jetzt wurden Marien- und Heiligenstatuen herausgeschleppt und in blinder Wut auf das Pflaster geworfen. Mit lautem Knall zerbarsten die bunt bemalten Skulpturen zu schillernden Tonscherben. Wie Vorboten einer zerstörerischen Zeit türmten sie sich zu Schuttbergen. Unten vor dem Fenster standen Lucie, Manuel und Maurice und winkten Marie aufgeregt zu. Irgendwo flammten Scheiterhaufen auf.

»Und nun geh«, sagte Nostradamus mit sanfter Stimme. »Die Zeit drängt.«

»Wird es zum Krieg kommen?«, fragte Marie leise.

Nostradamus' graublau Augen schauten sie liebevoll an. »Glaubenskriege sind wie fließende Flüsse. Sie sind nicht aufzuhalten...«

»Aber Ihr wirkt doch auch dabei mit. Ihr habt doch eigenhändig in Agen die kleine Marienstatue des Paters zerstört!«

»Ich wende mich nur gegen die Entweihung religiöser Symbole«, sagte er leise. »Dies hier ist etwas ganz anderes. Und du musst dich schnellstens auf den Weg machen. Noch ist Challenge am Leben.«

Marie und der weise Seher umarmten sich. Sie spürte, wie ihre Augen brannten. Der Schmerz eines längst verdrängten Abschieds aus Agen de Provence drängte sich mit einem Mal hoch, als wollte er ihren Körper zerreißen.

»Nun geh«, sagte er noch einmal ganz leise. »Und keine Angst, wir sehen uns wieder.«

Die Milchstraße funkelte wie ein blitzendes Kristallband, das sich über das Firmament wölbte, als Nostradamus vom Fenster aus vier Wanderern hinterher schaute.

Noch wurden ihre Umrisse von aufflammenden Pechfackeln in feuriges Licht getaucht, doch allmählich verblassten sie und verschwammen mehr und mehr in der Dunkelheit der Nacht.

Katharina von Medici reiste acht Jahre nach dem Pariser Aufenthalt von Nostradamus als Witwe, zusammen mit ihrem Sohn, König Karl IX. zu ihm nach Salon de Provence. Der König ernannte Nostradamus zu seinem königlichen Leibarzt. Katharina von Medici ist es zu verdanken, dass viele seiner Rezepte erhalten blieben, sie hat sie aufzeichnen lassen.

Als Nostradamus eines Morgens noch vor Sonnenaufgang aufstand, vielleicht, weil ein Angina-Pectoris-Anfall ihm die Brust zusammenschnürte, brach er auf der Bank neben seinem Bett tot zusammen. Es war der Tag, der in seinem Kalender rot angestrichen war: der 2. Juli 1566.

Die Auseinandersetzungen zwischen Katholiken und Hugenotten gipfelten in den 1. Religionskriegen Frankreichs, den Hugenottenkriegen (1562-1598). Allein in der Bartholomäusnacht vom 23./24. August 1572 wurden in Paris 3000 und auf dem Lande bis zu 30000 Hugenotten umgebracht. Trotz Verbote verließen ungefähr 500000 Flüchtlinge ihre Heimat. Erst unter König Ludwig XVI. schuf das Toleranzedikt von 1787 eine neue Möglichkeit protestantischen Lebens in Frankreich.

Nachwort

Dieser Roman über den großen Gelehrten Nostradamus kann nur ein kurzes Eintauchen in sein Leben sein, viel zu umfangreich wären sonst detailliertere Auseinandersetzungen mit seinen Visionen, medizinischen Erkenntnissen und dem Geheimwissen nicht nur seiner Zeit. Außerdem habe ich Zeitabschnitte gerafft, ohne dass allerdings historische Aspekte verloren gegangen wären. Auch geografische Entfernungen habe ich verkürzt, natürlich ist es nicht möglich, innerhalb von einem Tag von Agen nach Montségur hin und zurück zu reisen.

Mein Dank geht an Dr. Erika Dittrich, die mir immer wieder mit ihrer herzerfrischenden Art nicht nur in historischen Fragen weitergeholfen hat. Und was wäre die schönste Schriftstellern ohne die guten Freundinnen, die mich und das Manuskript über Monate begleitet haben, wie Heidi Tenzer, Annemarie Sacher, Gonny Quetnau und Sabine Gerullis, dem zuverlässigen Fels in der steuerlichen Brandung. Danke an meine Mutter Hilde, die mich liebevoll unterstützte, wie es in ihren Kräften stand. Auch Anne und Harry möchte ich danken, die immer einige Schlückchen Wein für mich übrig hatten, wenn ich dem 16. Jahrhundert entfliehen wollte. Danke außerdem an Susanne Evans für ihre moralische Unterstützung in schwierigen Zeiten und natürlich an meine Lektorin Elisabeth Schöberl, die mit historischer Fachkenntnis und ihrer sympathischen Art gezeigt hat, wie kreativ die Zusammenarbeit zwischen Autorin und Lektorat sein kann.

Personen- und Begriffserläuterungen

alabre: provenzalische Wort für Leichenträger. Seit dem Mittelalter war das Provenzalische (auch Okzitanisch genannt) die in Südfrankreich vorherrschende Sprache. Mit der Eroberung des Gebiets durch französische Krieger in Folge des Kreuzzugs gegen die Katharer verlor es an Einfluss. Dennoch galt zu Lebzeiten von Nostradamus Französisch in Südfrankreich noch vorwiegend als Schriftsprache. Da nur ein kleiner Teil der Bevölkerung lesen und schreiben konnte, sprachen die meisten Menschen weiterhin hauptsächlich provenzalisch. Durch eine strenge Sprachpolitik

der französischen Herrscher wurde es jedoch nach und nach verdrängt. Heute zählt es zu den Minderheitensprachen Frankreichs.

Astrolabium: astronomisches Gerät, um nachts die Positionen der Gestirne zueinander exakt bestimmen zu können

Calvinisten: Anhänger der Lehre von Johannes Calvin (1509-1564). Calvin stammte aus der französischsprachigen Schweiz und zählte neben Martin Luther und Ulrich Zwingli zu den bedeutendsten Vertretern der Reformation und somit der protestantischen Bewegung. Der Calvinismus ist bis heute von besonders starkem Einfluss in Nordamerika.

Cry de Guerre: wörtlich: »Kriegsruf, Kriegsgeschrei«. Diese Kriegserklärung ging als »Cry de Guerre« in die Geschichte ein.

Diane de Poitiers (1499-1566): Herzogin von Valentinois, Mätresse Heinrichs II. von Frankreich. Sie übte beherrschenden politischen Einfluss auf den König aus. Nach seinem Tod musste sie den Hof verlassen.

Dürer, Albrecht (1471-1528): bedeutender Maler, Zeichner und Grafiker aus Nürnberg. Besonders berühmt sind sein Kupferstich »Adam und Eva« und seine Federzeichnungen »Der Hase« und »Die betenden Hände«.

Ephemeriden: Tabellen, mit denen man anhand von Sternkonstellationen das Horoskop berechnen und zeichnen kann.

Erasmus von Rotterdam (1496-1536): bedeutender niederländischer Humanist und Theologe. Er pries die Menschlichkeit und übte Kritik an Kirche, Fürsten, Adel und vor allem Kriegführenden. Durch seine Schriften trug er zur Vorbereitung der Reformation bei.

Franz I. (1494-1547): König von Frankreich; glänzender Renaissancefürst. Neben eifrigen Durchsetzungsversuchen seiner politischen Interessen trat er auch als großzügiger Förderer der Bildenden Künste und Wissenschaften seiner Zeit auf.

al-Ghasali, Abu Hamid Muhammad (1059-1111): einer der bedeutendsten Denker und Theologen des Islam

Gral: geheimnisvoller, heiliger Gegenstand, der seinem Besitzer irdisches und himmlisches Glück verleiht. Einerseits wird gesagt, dass der Heilige Gral der Kelch ist, aus dem Jesus und seine Jünger beim Letzten Abendmahl tranken, andere meinen, dass es das Gefäß ist, in dem Joseph von Arimathia Jesu Blut unter dem Kreuz auffing. In frühen Handschriften wird vom Sangraal gesprochen, vom »sang royal«, dem königlichen Blut. In anderen mittelalterlichen Dichtungen heißt es, dass Maria Magdalena den Heiligen Gral – das königliche Blut – nach Gallien gebracht hat. Man sagt, sie sei mit Jesus verheiratet gewesen und nach der Kreuzigung mit ihren Kindern nach Südfrankreich geflohen. Das »königliche Blut« pflanzte sich also im Geheimen fort bis zu den Merowingern, deren letzter König Dagobert II. im Auftrag der römischen Kirche umgebracht wurde. Denn

wenn tatsächlich von Jesus eine Blutslinie zu den Merowingern führen sollte, wäre die Stellung der Päpste als Stellvertreter Christi auf Erden überflüssig geworden.

Guajak: Das Holz des Guajakbaums brachten Seefahrer Anfang des 16. Jahrhunderts aus Mittelamerika nach Europa. Es spielte damals als Heilmittel gegen Syphilis eine große Rolle. Das Guajakholz zeichnet sich außerdem durch Härte, wachsig-ölige Beschaffenheit, starke Harzhaltigkeit und Dauerhaftigkeit gegenüber Termiten aus und wird bevorzugt im Schiffsbau und für Tischler- und Drechslerarbeiten verwendet.

Guillotine: nach dem Arzt J. I. Guillotin benanntes Hinrichtungsgerät der Französischen Revolution (1789-1799), der als Erster die Einführung eines solchen Fallbeils vorgeschlagen hatte.

Heinrich II. (1519-1559): König von Frankreich, verheiratet mit Katharina von Medici. Sein Bestreben bestand vor allem in der Stärkung der königlichen Gewalt. Heinrich war von streng katholischer Gesinnung und richtete einen Sondergerichtshof zur Verfolgung der Hugenotten ein. Er verunglückte tödlich bei einem Turnier.

Hildegard von Bingen (1098-1179): eine der bedeutendsten Mystikerinnen des Mittelalters. Sie verfasste auch selbst vertonte geistliche Lieder und ein Werk, das als wichtigste Quelle naturkundlicher Kenntnisse des frühen Mittelalters in Mitteleuropa gilt.

Hugenotten: Bezeichnung für die französischen Protestanten ab Mitte des 16. Jahrhunderts. Ihr Ringen um Anerkennung ihres Glaubens auf der einen Seite und das Bestreben des französischen Königs, sie zu unterdrücken, andererseits führten zu blutigen Auseinandersetzungen, den Hugenottenkriegen.

Ignatius von Loyola (1491-1556): katholischer Ordensgründer baskischer Herkunft. Er baute die Gemeinschaft der Gesellschaft Jesu (siehe *Jesuiten*) auf. Diese hatte entscheidende Bedeutung für die kirchliche Erneuerung im 16. Jahrhundert.

Inquisition: von lateinisch *inquisitio*, »(gerichtliche) Untersuchung«; die von der Kirche seit dem Mittelalter betriebene und meist mit Hilfe von weltlichen Herrschern durchgeführte Verfolgung von Ketzern, also Personen, die von der offiziellen Kirchenmeinung abweichende Auffassungen vertraten. Vor allem die Dominikaner waren damit befasst, weshalb man sie als *domini canes*, lateinisch für »Hunde des Herrn«, verspottete.

Jean von Lothringen (1498-1550): Bischof von Agen, Kardinal von Lothringen. Er war der Bruder von Antoine, dem Herzog von Lothringen, und Claude, dem Grafen von Guise. Die Erzbistümer von Reims, Lyon, Narbonne, Metz, Toul, Verdun, Thérouanne, Luçon, Albi, Valence, Nantes

und Agen gehörten zu seinen Pfründen, ebenso die Abteien von Cluny, Marmoutiers, Saint Quen, Gorze und Fécamp. Er war der reichste Kirchenfürst Frankreichs. Es hieß, so einen Verschwender hätte es unter den Kardinalen noch nie gegeben. Er feierte extravagante Feste, erstand aus seinem ungeheuren Vermögen seltenste Kunstwerke und unterhielt zahlreiche Mätressen. Bei Hof gehörte er nicht nur der Ratsversammlung des Königs an, er betätigte sich auch als Kuppler für Seine Majestät, und zwar so gewissenhaft, dass er die »Ware« stets zuvor selbst erprobte.

Jesuiten: im 16. Jahrhundert gegründeter katholischer Orden (siehe auch *Ignatius von Loyola*). Wichtigste Arbeitsbereiche der Jesuiten sind neben der Seelsorge pädagogische und wissenschaftliche Tätigkeiten an Schulen und Hochschulen sowie Mission und Entwicklungshilfe.

Judicielle Astrologie: Nostradamus hat sich von der Astrologie als Mittel der persönlichen Schicksalsvorhersage distanziert: »Haltet euch fern, ihr Astrologen, Dummköpfe und Barbaren. Wenn ihr es nicht tut, sollt ihr nach alten heiligen Riten verflucht sein.« (Centurie VI/100) Allerdings vertrat er die judicielle Astrologie, eine äußerst komplizierte Berechnungsmethode, die im Einklang mit der Kirche stand. Schon Thomas von Aquin (1225-1274) hatte gelehrt – und das war jahrhundertlang auch offizielle kirchliche Meinung: Geburtshoroskope, die sich auf das Schicksal eines Menschen beziehen, sind Teufelswerk, weil sie dem freien Willen und den zufälligen Ereignissen nicht gerecht werden. Die Vorhersage aus den Sternen aber ist erlaubt, wenn es um große Ereignisse geht, die zwangsläufig eintreten müssen, also bei Finsternissen, Katastrophen, Seuchen, Kriegen. (Wie im Himmel, also auch auf Erden) »Der Himmel ist ewig. Er überspannt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Im Lauf der Sterne, die von Gott bewegt werden, lassen sich die großen Ereignisse herauslesen. Damit kann der Mensch hinter Gottes Planen und Walten blicken.« (Brief an seinen Sohn César) Für Nostradamus hatte die judicielle Astrologie eine Kontrollfunktion und war Instrument der zeitlichen und örtlichen Einordnung der Visionen.

Karl V. (1519-1556): König von Spanien, König und später Kaiser des Heiligen Römischen Reiches. Seine Versuche, die Lutheraner niederzuwerfen, scheiterten. Nach dem Augsburger Religionsfrieden (1555) legte er die Kaiserkrone nieder und zog sich in ein Kloster zurück.

Katharer: griechisch »die Reinen«, eine der größten religiösen Bewegungen des Mittelalters. Sie bekannten sich zu der Lehre der Wiedergeburt und der Gleichrangigkeit des männlichen und weiblichen Prinzips in der Religion, deshalb gab es auch Priester beiderlei Geschlechts. Sie distanzierten sich von Rom und machten jeglicher kirchlicher Hierarchie (Papst, Bischof usw.) den Anspruch streitig, als Mittlerin

zwischen Gott und den Menschen zu stehen. Deshalb lehnten sie auch Maria als Fürbitterin ab. Sie erkannten die Existenz von zwei Gottheiten, zwei Prinzipien, an, die im immerwährenden Kampf miteinander stehen: Geist und Materie, Gut und Böse, Licht und Schatten. Der Gott der Liebe war ein rein geistiges Wesen, dessen Prinzip sich nicht mit irdischer Macht vereinbaren ließ. Alles Irdische betrachteten sie als Werk des Gottes des Bösen, den sie »Rex Mundi« (König der Welt) nannten. Deshalb führten die Katharer bewusst ein »armes«, einfaches Leben und lehnten alles Leibliche ab. Von »Katharer« leitet sich vermutlich das Wort »Ketzer« ab.

Katharina von Medici (1519-1589): Gemahlin von Heinrich II., Königin von Frankreich. Sie stammte aus einer herausragenden florentinischen Familie, die unter anderem durch Bankgeschäfte großen Machteinfluss gewann.

Konnetabel: höchster der Beamten und seit dem 14. Jahrhundert auch Oberbefehlshaber der Armee des französischen Königs

Leonardo da Vinci (1452-1519): italienisches Multitalent. Durch seine vielseitige berufliche Tätigkeit verkörpert Leonardo die in der Renaissance entwickelte Idee vom »Universalmenschen«. Er war Maler und Bildhauer, entwarf Baupläne und beschäftigte sich mit Kunsttheorie. Zu seinen berühmtesten Gemälden zählen die »Mona Lisa« und »Das Abendmahl«. Als Naturforscher befasste er sich etwa mit Bewegungs- und Hebelgesetzen und beobachtete den Vogelflug im Hinblick auf die Entwicklung eines Flugkörpers für Menschen. Er beschäftigte sich auch mit Anatomie und konstruierte eine Fülle von Geräten wie etwa Druckpumpen, Kräne, Taucherglocken und ein fahrradähnliches Fahrzeug.

Lutheraner: Anhänger der Lehre Martin Luthers (1483-1546). Luther kritisierte die kirchlichen Missstände seiner Zeit und rief zur Reformation der Kirche auf. Seine Ideen verbreiteten sich sehr rasch und führten schließlich zur Spaltung der Kirche in Katholiken und Protestanten. Durch die Übersetzung der Bibel in ein für die einfache Bevölkerung verständliches Deutsch trug er außerdem zu einer starken Verbreitung der Heiligen Schrift bei.

Malakka-Stock: ein Stock, der aus speziellem poliertem Rohr gefertigt ist, das aus Malakka (an der Westküste Malaysias) kommt. Es wird wegen seiner Wetterfestigkeit geschätzt.

mariage de convenance: Standesehe, also keine Liebesheirat

Medusa: Gestalt aus der griechischen Mythologie; weibliches Ungeheuer mit einem grauenvollen Haupt, um das sich Schlangen wunden. Ihr Anblick wirkte versteinern. Dem Helden Perseus gelang es schließlich, ihr mit abgewandtem Gesicht den Kopf abzuschlagen.

Montségur: Burg in den französischen Pyrenäen. Sie war die letzte Zufluchtsstätte der Katharer und fiel 1244 an die belagernden Truppen. Heute ist sie nur noch eine Ruine.

Myrobalane: asiatische Steinfrucht

Paracelsus, Philippus Theophrastus (1493-1541): Lange Zeit wurde er als »Kurpfuscher« abgetan, erst im letzten Jahrhundert hat man allmählich erkannt, welche Leistungen Paracelsus auf den Gebieten der Philosophie, Naturwissenschaften, Medizin und »Geheimwissenschaften« vollbracht hat. Er wirkte in Salzburg, Straßburg und Basel und erzielte beachtliche Behandlungserfolge mithilfe einer eigens von ihm entwickelten Therapie.

Pythagoras (um 570 – um 500 v. Chr.): griechischer Philosoph

Quillotine: siehe *Guillotine*

Rabelais, François (1494-1553): französischer Schriftsteller, Geistlicher und Arzt. Sein Ruhm beruht auf einem rund um die Figuren der Riesen Gargantua und Pantagruel angelegten fantastischen, derb-heftigen Roman, in dem er hintergründig Kritik an den Missständen seiner Zeit übte.

Recutitus: getaufter Jude, der sich mit chirurgischen Mitteln die Vorhaut wiederherstellen ließ

sanggral: siehe *Gral*

Scaliger, Julius Caesar (1484-1558): Humanist und Naturforscher italienischer Herkunft. Er beschäftigte sich unter anderem mit dichterischer Theorie und Praxis und war mit gelehrten Zeitgenossen wie Rabelais und Erasmus von Rotterdam in literarische Fehden über wissenschaftliche Fragen verwickelt.

Sibyllinische Bücher: Sammlung von Kultvorschriften und Weissagungen, die der Sibylle (= weissagende Frau) von Cumae zugeschrieben werden. Sie wurden vor allem in Notzeiten befragt und sollen 83 v. Chr. verbrannt sein.

Sou (Mehrzahl: Sous): Zahlungsmittel der damaligen Zeit neben Écu (Oberbegriff für Gold- und Silbermünzen) beziehungsweise Franc d'or (Goldmünze) oder Franc d'argent (Silbermünze).

Stoeffler, Johannes (1452-1531): deutscher Mathematiker und Astronom

Surkot: langes, ärmelloses Obergewand des Adels und der bürgerlichen Oberschichten

Tempelritter: 1119 in Jerusalem gegründeter geistlicher Ritterorden. Ihr ursprüngliches Ziel war, für die Sicherheit von Straßen und Wegen zu sorgen, besonders aber für den Schutz der Pilger. Sie wurden auch Tempelherren genannt und trugen als Ordenstracht weiße Mäntel mit einem roten achtspeitzigen Kreuz, dem Tatzenkreuz. Ein offizielles Siegel zeigt zwei Ritter auf einem Pferd. Dadurch sollte nicht nur Brüderlichkeit, sondern auch Mittellosigkeit zum Ausdruck gebracht werden. Aber schon sehr bald besaß der Orden durch Geschenke, Übereignungen, Abtretungen

o. Ä. Vermögen und Ländereien in ganz Europa. Im Laufe der Jahrhunderte erlangten die Tempelritter einflussreiche Macht von internationalem Rang bis in die islamische Welt hinein. Sie nahmen für ihren Orden sogar das Recht in Anspruch, Monarchen nach Belieben auf den Thron zu heben oder zu stürzen. Sie waren nicht nur in kriegerische Auseinandersetzungen, diplomatische Angelegenheiten oder Intrigen verwickelt, sondern verliehen auch enorme Summen an verarmte Monarchen. Man könnte sie als Bankiers sämtlicher europäischer Königshäuser, ja sogar moslemischer Herrscher bezeichnen. Das Pariser Ordenshaus wurde zum Zentrum des europäischen Finanzwesens. Auch wurde ihr Zentrum ein Umschlagplatz für neue Wissenschaften und Künste wie das Vermessungswesen, den Straßenbau und die Schifffahrt. Die Templer besaßen eigene Häfen und eine Flotte, die als erste mit einem Magnetkompass ausgerüstet war. Sie hatten Krankenhäuser mit eigenen Ärzten usw. Daher ist nachvollziehbar, dass sie immer korrupter und brutaler wurden. Eine zeitgenössische Redensart lautet: »Er säuft wie ein Templer.« Aufgrund ihrer Kontakte zu islamischen und jüdischen Ländern setzten sie sich mit einem Gedankengut auseinander, das der römisch-orthodoxen Kirche, dem sie direkt unterstellt waren, völlig suspekt war. Der französische König Philipp IV. schließlich ließ am 13. Oktober 1307 alle Tempelritter Frankreichs verhaften. Ihre Ordenshäuser, Güter und Reichtümer wurden beschlagnahmt. Philipp IV. erhoffte sich die Sanierung seiner Finanzen, da er den Templern hohe Summen schuldete. Allerdings entging das immense Vermögen seinem Zugriff. Was aus dem »Schatz der Templer« wurde, ist ein Geheimnis geblieben.

Vaganten: von lateinisch »vagantes« (= Umherziehende), im Mittelalter Bezeichnung für Studenten und Studierende, die von einem Lehrer zum anderen oder auf der Suche nach geistlichen oder weltlichen Ämtern umherzogen. Sie mussten meist vom Betteln, von Gelegenheitsaufträgen oder von Unterhaltungskünsten leben. In ihren Liedern spotteten sie über die Verderbtheit der Geistlichen, – die Kirche ihrerseits wiederum beschimpfte sie als Schlemmer und Saufbrüder.

Waldenser: Anhänger einer um 1175 von Petrus Waldes (zwischen 1184 und 1218) in Lyon gegründeten religiösen Bewegung. Ihr Ziel war die Verkündigung des Evangeliums und ein Leben in Armut nach dem Vorbild Jesu. Als »Ketzer« waren sie jahrhundertlang Verfolgungen ausgesetzt. Dennoch konnte sich die Waldenser-Kirche bis heute halten.